

2. Jahrgang. • Heft 6. • September 1903.

# Oberschlesien

Zeitschrift zur Pflege der Kenntnis und  
Vertretung der Interessen Oberschlesiens.

Herausgegeben von Dr. phil. E. Zivier.

Die Zeitschrift „Oberschlesien“ erscheint  
monatlich einmal (zu Anfang jeden Monats).  
Abonnementpreis vierteljährlich Mark 3,—.  
Einzelne Hefte Mark 1,25.



Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen und  
Postanstalten, sowie die Verlagsbuchhandlung  
von Gebrüder Böhm, Kattowitz O. S., entgegen.  
Postzeitungsliste Nr. 5899.

## Die Jagd im Fürstentum Pless von den ältesten Tagen bis auf unsere Zeit.

Nach den Akten des fürstlich Plessischen Archivs und des Forstamts  
dargestellt von

Dr. E. Zivier, Pless.

Seiner Durchlaucht Hans Heinrich XI. Fürsten von Pless zum 70. Geburtstag  
ehrfurchtsvoll gewidmet.

**W**enig von Menschen bevölkert, zum großen Teil noch von Ur-  
wald bestanden war das Pless-Nicolaier Ländchen, als es im  
12. Jahrhundert, ein Teil des Herzogtums Ratibor, der Schwelle  
der Geschichte sich näherte. Zahlreiche Flüsse und Bäche durch-  
schnitten den Wald in labyrinthartigen Windungen, stauten sich an vielen  
Stellen zu Teichen und Seen, die einen großen Teil der Oberfläche des  
Landes bedeckten und, von der Vogelperspektive betrachtet, der Gegend ein  
romantisches aber düsteres Gepräge verliehen. Wo durch unermessliche  
Sümpfe, über liegende Baumstämme, welche die Last des Schnees nieder-  
drückte oder der wilde Herbststurm planlos verstreute, der Mensch nur mit  
Mühe vordringen konnte, dort fand das Getier des Waldes seine einsame  
scheue Wohnstätte. Bär und Wolf, Luchs und Fuchs beherrschten den Wald  
und sorgten dafür, daß das kleinere Wild den Frieden der Einsamkeit nicht

gar zu ungestört genieße. Der Fischotter und der Biber bauten an den zahlreichen Seen, an den Ufern der Bäche ihre klugen Baue und freuten sich über den Fischreichtum, der bis heute noch ein Ruhm des Pleßer Ländchens geblieben ist. Der Wolf, der Luchs, der Fuchs, der Iltis, der Baum- und Steinmarder, der Fischotter und der Biber sind uns als Genossen des sich hier immer mehr verbreitenden oberschlesischen Ansiedlers urkundlich verbürgt, häufig werden sie noch, mit Ausnahme des Bibern, in späteren Jahrhunderten, neben den unschuldigen Grasfressern, dem edlen Hirsch, dem ritterlichen Eber, dem Reh, dem Hasen, als das jagdbare Wild dieser Gegend erwähnt. Die Existenz des Bären bezeugen uns nur noch die alten, bald vergessenen Namen einzelner Jagen in den Pleßer Ober- und Niederforsten. Niedzwiedzi dól, d. h. die Bärengrube, ist der Name des Jagens 123 im Forstrevier Kostuchna. Niedzwiedziuch und Niedzwiedzik — von niedzwiedz, der Bär — heißen die Jagen Nr. 171, Revier Zgoń, bezw. 54 im Revier Tichau. Die Ortschaft Jast in der heutigen Herrschaft Myslowitz-Kattowitz, dem nordöstlichen Teil der alten Standesherrschaft Pleß, hieß im 14. Jahrhundert Jazwce, d. h. die Luchse. Ob der gewaltige Ur, das Wildpferd und der breitgestirnte Wisent, das gepriesene Wild des früheren Mittelalters, in dem Gebiete von Pleß, wie in Schlesien überhaupt, in geschichtlicher Zeit noch anzutreffen waren, ist aus den wenigen schriftlichen Dokumenten des 12. und 13. Jahrhunderts, die auf uns gekommen sind, nicht zu ermitteln. Jedoch legen es die vielen schlesischen Ortsnamen, die mit dem Worte tur, der polnischen Bezeichnung für Auerochs, gebildet sind,<sup>1)</sup> nahe, daß dem Schlesier der Auerochs, *bos primigenius* (mit dem Wisent, *bison europaeus*, polnisch zubr, nicht zu verwechseln) ein wohl bekanntes Tier gewesen ist. Auch im Promnitz Forstrevier heißt ein Jagd (164 a, b, c) Turzec, und es ist aus diesem Grunde sehr wahrscheinlich, daß die Ansiedler der Pleßer Gegend den Auerochsen hier noch vorgefunden haben. Auf den Wisent, polnisch zubr, weist meines Wissens von den schlesischen Ortsnamen nur Schubersee im Kreise Guhrau, im 15. Jahrhundert Szubrza und Subra genannt, vielleicht auch das ebenda befindliche Vorwerk Bobile, aus dem polnischen bawól, der Büffel.<sup>2)</sup> Von Vögeln waren hier der Adler, der Habicht, der

<sup>1)</sup> Besonders Namen wie Turzak, in der Nähe von Oppeln, in einer Urkunde von 1528.

<sup>2)</sup> Hier sind die Namen noch einiger Jagen aus den Pleßer Forstrevieren: Wieprzyniec, von wieprz, der Eber, Jagd 123 im Revier Braniß und 184 im Revier Kobier; Wileza kłoda d. h. die Wolfsangel, Jagd 159, Revier Radostowitz; Wilcze bagno, Wolfsumpf und Wilczy bieg, Wolfslauf, Jagd 26 und 28 im Revier Panewnif; Jastrzembiec, der Habicht, 19 Studzieniß; Nowy Zórawik, von zóraw der Kranich, 175 Zgoń; Czajcze bagno, der Kiebitzumpf, 42 Panewnif.

falke, der Sperber, die verschiedensten Sumpfvögel, wilde Gänse und Enten, das Auer-, Birk- und Haselhuhn heimisch. Der Fasan, der im 14. Jahrhundert im westlichen Europa bekannt ist, scheint erst im 17. Jahrhundert in's Pleßische eingeführt worden zu sein.

In der älteren Zeit, als das Leben auch der Großen im Lande, auf den in unsrem Sinne wenig wohnlichen Schlössern und Burgen, in langweiliger Eintönigkeit, in welche nur der allerdings sehr häufige Krieg eine unerwünschte Abwechslung zu bringen pflegte, dahinsfloß, war die Jagd das beinahe einzige Vergnügen, die einzige Zerstreuung, welche die Herren sich antun konnten, und spielte daher im Leben und Treiben der Könige und Fürsten eine weit größere Rolle als heutzutage. Bekannt ist, daß Kaiser Maximilian I. zwischen 1508 und 1519 selbst ein Jagdbuch verfaßte, in welchem er ausführlich die Ausrüstung zur Jagd, die Anordnung des Jagd-zuges behandelt und allerlei Bemerkungen über Jagdtiere, Warnungen vor Gefahren, wie auch eine Reihe drolliger Jagdabenteuer zum besten gibt. Welch' hohe Meinung dieser Kaiser und vermutlich auch viele Fürsten mit ihm und vor ihm von der Jagd gehabt haben, erhellt aus den Worten des Kaisers, die er an den Erzherzog richtet: „Du Kunig von Österreich . . ., sollst dich ewiglich freuen des großen Lust der Waidmannschaft, so du für all Kunig und Fürsten hast zu deinem Gesund und Ergötzlichkeit, auch zu Trost deiner Untersassen, daß du ihnen bekannt magst werden, sich auch der Arm als der Reich, der Reich als der Arm jeglichen an solchem Waidberich ihren Zugang haben, sich ihrer Not zu beklagen und anbringen, du ihn auch sollichs wenden magst mit Lust, die Armen.“ Der Bedeutung, welche die Jagd als fast das einzige Zerstreuungsmittel der höchsten Stände gehabt hat, angemessen, sind auch die zahlreichen Verordnungen, die ihretwegen getroffen worden sind, und die Einrichtungen, mit denen sie umstellt war.

Die Jagd war im Pleßischen ursprünglich ausschließliches Eigentum des Landesherrn, d. h. des Herzogs, später des Standesherrn. Jedoch wird den Adligen auf ihren Gütern die Jagd meist vollständig, häufig jedoch unter Ausschluß der Jagd auf hohes Wild, gestattet.

Die erste Erwähnung der Jagd im Gebiete von Pleß geschieht in einer Urkunde vom Jahre 1272, laut welcher Herzog Wladyslaus einem gewissen Chwalisius die Jagd, die Fischerei und die Vogelbeize auf dem Gute Sciern gestattet.

Nikolaus, Herzog von Troppau und Ratibor und Herr von Pleß bestätigt dem Ritter Otto von Pilca anno 1360 den Besitz der Herrschaft Myslowitz und äußert sich in Bezug auf die Jagdgerechtigkeit dieses seines Vasallen dahin, daß diesem die Fischerei, der Vogelfang und die Jagd auf jeglicherlei Tiere, ob sie groß oder klein seien (hohe und niedere Jagd), mit

allerlei Netzen und Hunden gestattet sei, auch gewährt er ihm und seinen Nachfolgern das Recht der Wildfolge in seinen, des Herzogs Bannforsten, d. h. er erlaubt ihm, angehegtes Wild, das sich in die herzoglichen Bannforsten geflüchtet haben sollte, dort zu verfolgen und zu töten. Hier wie in der Urkunde von 1272, wie auch in den meisten Schriftstücken des Mittelalters, wird die Vogeljagd von der Jagd auf vierfüßiges Wild getrennt genannt, und zwar liegt das an den besonderen Methoden, die bei diesen beiden Jagdarten zur Anwendung kamen.

Bis zur Einbürgerung des Schießgewehres, man kann wohl sagen bis zur Mitte des 17. Jahrhunderts, wo die Feuersteinbüchse sich einführte, war die Hez- und Fangjagd, d. h. die mit Hunden und die mit Netzen, besonders die letztere, die übliche Jagdart, und neben dieser erfreute sich einer besonderen Beliebtheit und hoher Achtung die Vogeljagd oder die Vogelbeize, welche mit Hilfe abgerichteter Falken ausgeübt wurde. Auch in Schlesien war die Jagd mit Falken sehr verbreitet und sehr beliebt. Die Ausübung der Jagd war im Mittelalter nicht so leicht, wie heutzutage. Das Wild wurde nicht auf engeren, umgrenzten Gebieten, in Tiergärten, gehegt, es stand vielmehr in den weiten schwer zugänglichen Wäldern der meist sehr ausgedehnten Besitzungen. Zum Abhalten einer Jagd mußte erst ein großer und verwickelter Apparat in Bewegung gesetzt werden. Zum Hofe der schlesischen Teilfürsten gehörte daher eine besonders organisierte und zahlreiche Jägerei, mit dem Oberjägermeister, dem lowczy, an der Spitze. Die Biberjäger waren besonders organisiert und hatten zum Chef den pan bobrowy. Zur Vogeljagd gehörten die Falkner, die sokolniki, denen das Abrichten und die Pflege der edlen Jagdfalken anvertraut war. Die Fangnetze waren in besonderen Netzhäusern, wie wir sie für Plesß allerdings erst im 17. Jahrhundert genauer kennen lernen, untergebracht. Die Jagdhunde hatten ihre besonderen Häuser und ihre eigenen Wärter. Wenn der Herzog auf die Jagd aufbrach und mit seinem sehr zahlreichen Jagdgesolge in seinen Besitzungen herumstreifte, war das ganze Land gewissermaßen in Aufregung und Mitleidenschaft gezogen und die Untertanen verpflichtet, für das Jagdpersonal, wie auch für die Jagdtiere, die Hunde und die Falken zu sorgen. Doch wurden diejenigen Dörfer, welche neu nach deutschem Recht ausgesetzt wurden, von diesen Lasten meist befreit.

Als anno 1437 die Brüder Wenzel und Nikolaus, Herzöge von Troppau und Ratibor, in ihr väterliches Erbe sich teilten und Nikolaus Jägerndorf, Freudenthal, Plesß, Rybnik und Loslau erhielt, machten die Brüder untereinander aus, daß sie auf den Gütern um Rauden „dem Vergnügen der Jagd“ — wie sie sich ausdrücken — im Schwarzwald, im Laubwald und auf den Bergen zu gleichem Recht obliegen dürfen; die in Deutsch-

land sogenannte Koppeljagd, die häufig Veranlassung zu vielem Unfrieden gab, war, wie wir sehen, auch bei uns bekannt. Die beiden oberschlesischen Herzöge scheinen aber sich gut vertragen zu haben, und häufig mag Nikolaus, dem Jägerndorf und Pleß-Rybnik zugefallen waren, von seinen lowczy (den Jägern), den Hundeknechten, welche die schwarzen und die weißen Bracken mitführten, von den sokolniki (den Falknern) gefolgt, seinen mit der Haube bekappten Lieblingsfalken auf der Faust, mit Armbrust und Jagdspieß bewaffnet, von seiner Burg zu Rybnik, wo er meistens weilte, aufgebrochen sein, um auf den Jagdgründen des Klosters zu Rauden zusammen mit seinem herzoglichen Bruder sich Kurzweil zu verschaffen. Die Netze, welche aufgestellt wurden, damit das Tier sich in ihnen verfange, befanden sich vermutlich in Rauden selbst. Nach toller Jagd, die in den damals noch unwirksamen Gegenden mühevoller und auch gefährlicher war als heute, wurde bei den frommen Brüdern des Raudener Klosters Rast gemacht, die Jagdbeute verzehet und der Klosterwein getrunken. Manch Brüderlein, das aus dem Welschland stammte oder zu Studienzwecken im schönen, damals in jeder Beziehung blühenden Italien gewesen war, mag Erzählungen zum besten gegeben haben, die Schilderungen dieses Landes enthielten und die das Staunen und den Neid der Zuhörer geweckt haben mögen. Was war zu jener Zeit Oberschlesien im Vergleich mit Venedig oder Florenz um die Mitte des Quattrocento? was ein oberschlesischer Herzog neben einen Lorenzo Medici? Die Jagd wird aber unbedingt in der oberschlesischen Wildnis mehr Reize als die in Italien gehabt haben. Nur die Mutter unserer Herzöge, die Fürstin Helena, die eine Nichte des Königs von Polen und eine Tochter des Dimitri Korybut, Prinzen von Litauen war und seit dem Tode ihres Gemahls 1424 auf Pleß als ihrem Witwensitz saß, mochte über die Jagd in Oberschlesien spötteln. Zuweilen, wenn ihre beiden Söhne, wie dies häufig der Fall gewesen ist, auf der Burg zu Pleß bei ihr zu Besuche waren, wo es galt Streitigkeiten unter dem Plesser Landadel zu schlichten oder sonstige Regierungsgeschäfte zu erledigen, mag sie in den Schatz ihrer Jugenderinnerungen gegriffen und mit Eifer erzählt haben, wie man in ihrer litauischen Heimat auf Wisente zu jagen pflegte und wie das etwas ganz anderes wäre, als Netze im Walde aufzustellen und warten, bis ein Reh in dasselbe hineinrennt, es herunterzieht und sich so in demselben verstrickt, daß es nicht weiter laufen kann, oder einen Hirsch durch schlanke Winde so lange zu hetzen, bis dieser ermattet sich den Hunden entgegenstellt, und ihm dann mit dem Speer den Fang zu geben. Die Falkenbeize mochte sie wohl interessant finden und in ihren jüngeren Jahren mit ihrem Gemahl sich an derselben beteiligt haben. Da hatte auch sie ihren eigenen Edelfalken, der aus Island stammte und eine große

Summe Geldes gekostet hatte und zahm und gehorsam auf der Faust seiner Herrin saß. Ja, das war eine Freude, wenn sie im Jagdwagen, der von fünf Pferden gezogen, einem Sattelpferd, dem noch vier Pferde vorgespannt waren, sämtlich mit bunten Schabracken bedeckt, nach Pleß kam, ihr Gemahl hoch zu Roß, wie ihn noch zwei Wachsiegel im Pleßer Archiv zeigen, neben ihr, die abgerichteten Falken auf der Hand, und an den Ufern des Pleßer Sees, der sich von der Pleßer Burg bis nach Brzestß dahinzog, auf Kiebitze und Möven, oder gar auf Reiher, wenn es hier solche gab, jagte. Wie schoß der Falke, wenn ihm die Haube von den Eichtern genommen wurde, ganz anders als der gemeine Sperber, der erst seine Beute umkreist, in grader Linie auf den durch den Stöberhund aufgeschreckten Vogel zu und, wenn er diesen gefangen hatte, wurde ihm mit einer Schnur das Federspiel, die zusammengebundenen Flügel einer weißen Taube geworfen, und er kam mit seiner Beute auf die Faust gestrichen. Und war der aufgeschreckte Vogel gar ein Reiher, dann stiegen die Falken hoch in die blaue Luft, um ihn, der ihnen die Höhe abzugewinnen suchte, zu übersteigen, stießen auf ihn von oben los und schlugen ihn in die Flügel. Schnell wie der Blitz warf sich das edle Vogelwild zuweilen herum, warf den Kopf zurück und drohte wie mit einem Schwerte mit seinem langen spitzen Schnabel. Pauken und schmetternde Trompeten ertönten bei jedem Stoße des Falken und spornten den Jagdvogel an. Endlich ermattet der Reiher und, von dem auf ihm blockenden Falken gekrallt, sinkt er hernieder, den triumphierenden Sieger auf dem Rücken.

Die Falkenbeize würde die verstorbene Fürstin, die Jahrzehnte lang die Pleßer Burg einsam bewohnte, wenn sie ihrem unbekanntem Grabe entsteigen würde, hier nicht mehr wieder finden, — sie ist schon im 17. Jahrhundert selten geworden und im Laufe des 18. in ganz Europa aus der Mode gekommen — aber im Jankowitzer Walde würden sie die Wisente, die ihr aus ihrer litauischen Heimat und aus ihrer Jugend her bekannt waren, grüßen.

Mit den Zeiten ändern sich die Jäger, ändert sich das Wild, auf welches Jagd gemacht wird, und ändern sich auch die Methoden, nach welchen gejagt, gehezt, gebeizt oder geschossen wird. Das ist der Lauf der Welt.

In der Reihe der Jahre wurde das Pleßer Gebiet auch immer bevölkerter, Waldungen wurden ausgerodet, Teiche trocken gelegt und in Wiesen verwandelt, und neue menschliche Niederlassungen entstanden an verschiedenen Orten. Vor dem Menschen mußte das Wild sich zurückziehen. Der Bär muß schon frühzeitig ausgerottet worden sein, denn er wird in den Urkunden überhaupt nicht erwähnt, und seine einstmalige Anwesenheit hier nur durch

die Namen einiger Lokalien bezeugt; dem Biber war es zu geräuschvoll geworden und auch er verschwand rechtzeitig; in dem Kampf um die zahlreichen Honigbeuten im Walde und um die Fische in den Seen und Bächen war der Mensch als Sieger über seine vierfüßigen Rivalen hervorgegangen. Der Fuchs und, wie es scheint, auch der Luchs sind durch besondere Verordnungen, die zu ihrem Schutze erlassen worden waren, von einer vollständigen Ausrottung für längere Zeit bewahrt geblieben. Bei der endgültigen Veräußerung der Herrschaft Myslowitz im Jahre 1536 gibt der Standesherr von Pleß dem Erwerber der abveräußerten Herrschaft die „Freiheit aller Jagd, Hirsche, wilde Schweine, Rehe, Luchse, Füchse und Hasen zu jagen, auch zu schlagen zu seinem Gefallen, und zu genießen, dergleichen allerlei Waidwerk mit allerlei Geflügel“. Es ist daraus zu ersehen, daß auch auf Luchse und Füchse nicht ohne besondere Erlaubnis gejagt werden durfte. Der Luchs muß in der Tat im 17. Jahrhundert hier schon ein seltenes Tier gewesen sein, denn ein am 10. Januar 1664 in der Standesherrschaft Pleß gefangener Luchs war für wert erachtet worden, gemalt zu werden, und sein Bild prangte in der sogenannten hölzernen Stube des Pleßer Schlosses neben dem Bilde des Bischofs Balthasar von Promnitz. Tatsächlich wird der Luchs später kaum noch erwähnt und, wenn dies geschieht, so wird er unter dem schädlichen Raubzeug, zusammen mit dem Wolf, dem Fischotter, dem Marder, dem Iltis und der Wildkatze aufgeführt, auf deren Ausrottung man bedacht sein sollte. (Instruktion von 1679.) Die Hetz- oder Parforcejagd, die im 16. und 17. Jahrhundert in Blüte stand, mag der Grund dazu gewesen sein, daß man dem Ausrotten des Fuchses Halt gebieten und denselben für die genannte Jagd aufsparen mochte. Interessant ist es, daß in einer Instruktion, welche 1640 für den Forstknecht des Sussatzer Reviers abgefaßt wurde, diesem eingeschärft wird, er solle sich des unnützen Schießens, wann ihm solches von Ihro Gnaden oder dero Forstmeister nicht anbefohlen wäre, gänzlich enthalten und vorzüglich Weise an Hasen, Füchsen und Geflügel, als Auerhühnern, Birkhühnern und Haselhühnern keinen Schaden oder Abbruch tun. In Deutschland soll das Wort Parforcejagd erst um 1686 als terminus technicus üblich geworden sein, wiewohl die Hetzjagd, die Hetz, schon viel zeitiger hier beliebt gewesen ist. Es ist augenscheinlich, daß die Schonung, die man in der Standesherrschaft Pleß, ähnlich wie heute noch in England, Keinecke angedeihen ließ, nur den Zweck gehabt haben kann, ihn für die Parforcejagd des Standesherrn zu reservieren. Wie häufig solche Fuchshetzen hier stattgefunden haben mögen, unter welchen Umständen sie abgehalten wurden, darüber erhalten wir gar keine positive Auskunft. Nur Isgrim gegenüber kannte man nie einen Pardon, er gilt immer als schädliches Raubtier, und

immer wird wiederholt, „daß die Wolfsgarten in gutem esse erhalten und zu rechter Zeit aufgestellt werden“. Die Bauern der Kammergüter waren noch bis zur Ablösung der bäuerlichen Servituten in der Mitte des vorigen Jahrhunderts verpflichtet, am dritten Pfingstfeiertage auf die Suche nach jungen Wölfen auszuziehen.

An Stelle der ausgerotteten Wildarten sind auch neue gekommen. Wie schon oben gelegentlich bemerkt worden ist, ist der Fasan gegen Mitte des 17. Jahrhunderts in der Standesherrschaft Pleß eingeführt worden und wurde in einem besondern Tiergarten, unweit des Pleßer Schlosses gehegt, anfangs vermutlich noch nicht als Jagd-, sondern nur als Luxusvogel. Unter dem in Pleß zu habenden Wildbret werden im 17. Jahrhundert wohl Auer-, Birk- und Haselhühner, aber nicht der Fasan genannt. Zu den Funktionen des Tiergärtners gehört, laut einer Instruktion von 1657, erstens die Acht auf den Jaun, damit derselbe im guten Zustande erhalten werde, zweitens das fleißige Warten der Bienen, „drittens vor allen Dingen soll er die Fasane besten Fleißes versehen, damit sie auch nicht Schaden nehmen, sondern vielmehr vermehrt werden möchten“, viertens soll er „auf die Vögel . . .“ wann es die Gelegenheit gibt, fleißig stellen, und was er fangen wird, vor unser (des Herrn von Pleß) Hoffstat abgeben“. Zu bemerken ist, daß in einer Tiergärtner-Instruktion von 1640 der Fasane noch keine Erwähnung geschieht. Es ist daher nicht unwahrscheinlich, daß der Fasan erst zwischen 1640 und 1657 nach Pleß gebracht worden ist. In Preußen bezw. Brandenburg wurde der Fasan erst um 1678 eingeführt: „Demnach seine Churfürstl. Durchlauchtigkeit zu Brandenburg 2c. unser gnädigster Herr vor einiger Zeit eine Anzahl Fasane aus fernen Orten mit großen Unkosten bringen, zu dero Erholung hegen und zu dem Ende in dero Ämtern Potsdam und Jossen Fasan-Garten anlegen lassen.“ (Angeführt bei Schwappach, Handbuch der Forst- und Jagdgeschichte Deutschlands. B. II, S. 627.)

Überhaupt ist das 17., zum Teil auch schon das Ende des 16. Jahrhunderts die Zeit, wo der Jagd, besonders aber dem Jagdrecht, eine eingehendere Aufmerksamkeit geschenkt wird. In dieser Zeit beginnt man das Wild besonders zu hegen und darauf zu achten, daß seine Zahl nicht abnehme. Laut der Rechtsanschauung, die sich besonders in dieser Epoche herab bildete, war die Jagd ein Regal, und ihre Ausübung stand nur dem Landesherrn zu, von dem es andere, und zwar auch nur der Adel, nur durch ausdrückliche Verleihung erwerben konnten. Wir haben allerdings oben schon gesehen, daß in Schlesien seit jeher der Herzog der ursprüngliche alleinige Inhaber jeder Jagd gewesen ist, da das polnische Recht, welches ursprünglich in Schlesien gegolten hat, dem Landesherrn in jeder Beziehung

weitergehende Rechte gewährte, als es die Regalien des deutschen Kaisers und der Reichsfürsten waren. Wir haben jedoch auch gesehen, z. B. aus der Jagdverleihung für Sciern und für die Herrschaft Myslowitz, daß die Herren von Pleß in der ersten Zeit mit der Verleihung der Jagdgerechtigkeit an ihre Vasallen nicht geizten. In dieser letzten Beziehung trat im 16., und besonders im 17. Jahrhundert, eine Änderung ein. Die sogenannte hohe Jagd, zu der damals die auf Hirsche, Rehe, Wildschweine und eine Zeitlang wohl auch die Jagd auf Füchse gerechnet wurde, wird, wo es geht, dem Landadel nicht zugestanden und dem Standesherrn von Pleß vorbehalten oder für ihn in Anspruch genommen. Unter Siegmund Seifried von Promnitz, der Pleß von 1650 bis 1654 regierte, wurden sämtliche Land- und Ritterstände der Standesherrschaft Pleß angewiesen, „ihre habenden Privilegia, Freiheiten und Gerechtigkeiten, besonders wegen der hohen Jagden, bei der Kanzlei zu produzieren“. Wer durch Brief und Siegel sein Recht auf die hohe Jagd nicht dartun, oder durch glaubwürdige Zeugen nicht nachweisen konnte, daß er die hohe Jagd seit undenklichen Zeiten ungehindert ausgeübt habe, dem wurde das Recht auf dieselbe abgesprochen und diese dem Standesherrn nunmehr ausdrücklich reserviert. So gelang der verlangte Nachweis z. B. den Besitzern von Zawisc und Orzesche, während hingegen bei Rudoltowitz die Jagd auf Hirsche, Schweine und Rehe für den Standesherrn reserviert wurde.

Interessante Episoden lieferte der Streit des Landesherrn mit den Besitzern von Mittel-Lazisk, den Herren von Zawadzky, um die hohe Jagd wie auch um die Grenzen dieses Guts. Schon 1571 hatte eine Gerichtskommission dekretiert, Georg Zawadzky, seine Erben und Nachkommen müßten sich des Jagens und Schießens auf Hirsche, Wildschweine und Rehe auf ihrem Gebiete Mittel-Lazisk enthalten und dürfen nur niederes Wild jagen. Die Herren von Zawadzky kümmerten sich jedoch um dieses Dekret sehr wenig und setzten die Jagd auch auf hohes Wild fort, so daß ihnen, als sie 1655 angaben, die Dokumente über ihr Gut seien in einer Feuersbrunst umgekommen, auch geglückt ist, „durch unterschiedener alter Personen, sowohl Adel als Unadel, Zeugnis, so allesamt bei unserer (der gräflichen) Kanzlei, wie zu Recht gebräuchlich, wohl examiniret und abgehört, auch mit besonderm Fleiß verzeichnet worden“, nachzuweisen, daß ihnen „die große und die kleine Jagd“ seit jeher „frei, ruhig und unperturbiret gelassen worden“ wäre. Hierauf wurde ihnen im Jahre 1657, aus Unkenntnis der älteren Verhältnisse, die hohe Jagd auch urkundlich zugestanden. Mit dieser Errungenschaft noch nicht zufrieden, versuchten die Herren Zawadzky des öfteren die Grenzen ihres Jagdreviers etwas auszudehnen und in die Besitzungen des Standesherrn hinüberzustrecken, so daß während des 17.

und noch im 18. Jahrhundert zur Schlichtung dieser neuen Streitigkeiten Lokalbesichtigungen und umfangreiche Zeugenaufnahmen stattfanden, die den Rechtsstand klarlegen sollten. Wir sehen bei dieser Gelegenheit, unter welchen Formalitäten, der Plesser Landesordnung gemäß, der sogenannte Grenzcid von unfreien Personen abgelegt wurde. Nachdem die Zeugen für die Dauer dieses Aktes aus der Untertänigkeit entlassen worden waren, damit sie unabhängig von ihrer Herrschaft und unbeeinflusst von derselben ihre Aussagen machen konnten, mußten sie sich bis aufs Hemd ausziehen, in eine dazu verfertigte Grube steigen, dort niederknien und, nachdem sie des Zeugeneides unterrichtet, knieend „und auf den bloßen Köpfen Rasen habend, die Finger aufgehoben“, den vorgelesenen Eid nachsprechen. Die Zeugenaussagen ergaben u. a. folgendes Detail: Durch Waldheger waren dem Wilhelm Zawadzky schon einmal zwei Hasen Netze abgenommen und konfisziert worden, weil er dieselben außerhalb seines Jagdreviers aufgestellt hatte. Als ihn die Waldheger wieder einmal bei der Jagd antrafen und bemerkten, daß er seine Netze wiederum auf standesherrlichem Terrain richten lasse, sagten sie ihm, sie wären von dem Forstmeister angewiesen, ihm in einem solchen Falle die Netze wegzunehmen. Zawadzky ersuchte sie darauf, „sie möchten nur an Herrn Forstmeister einen Gruß ablegen und ihm feinetwegen versichern, daß er keineswegs gesonnen sei, der herrschaftlichen Wildbahn dadurch einigen Abbruch zu tun, welches auch aus seinen Netzen, die er Spinnweben gleich geachtet, gar leichtlich abzunehmen, sondern seine Absicht wäre nur, Füchse und Hasen zu fangen, welche ihm Herr Forstmeister nicht mißgönnen würde“.

Wenn nun, wie wir sehen, größere Herren, Rittergutsbesitzer, wie wir heute sagen würden, in Bezug auf Jagdeigentum etwas skrupelfrei waren, so ist es um so erklärlicher, daß es aus den niederen Ständen viel Leute gegeben haben muß, die dem abwechslungsreichen und auch einträglichen Geschäft des Wilderns mit großem Eifer obgelegen haben. In einer Zeit, wo die Büchse nur wenig zur Anwendung kam und das Jagen meist mit Netzen und Angeln geschah, also zum größten Teil geräuschlos sich abspielte, war die Gefahr, ertappt zu werden, auch eine geringere. Darum wird den Forstknechten immer eindringlich eingeschärft, daß sie „besonders auf die fremden Schützen und ander diebisch Gefindel allerhand fleißiges Aufsehen haben“. Für das Abfangen eines Wilddiebes oder Raubschützen wird dem Forstknecht „ein ehrlich Trankgeld“, das in einer Instruktion auf die hohe Summe von 10 Talern schlesisch bemessen wird, in Aussicht gestellt. Das ganze Jahresgehalt des Forstknechts betrug in bar 18 Taler.

Es ist natürlich, daß bei solcher dem Jagdwesen geschenkter Sorgfalt der Jagdstand in der Standesherrschaft Pleß sich heben mußte und, wie-

wohl wir über die Zahl des Wildes, das die Pleßer Forsten zu dieser Zeit belebt hat, gar nicht unterrichtet werden, sehen wir doch aus einzelnen Schriftstücken des fürstlich Pleßischen Archivs, daß Pleß im 17. Jahrhundert gewissermaßen die Wildkammer Schlesiens genannt werden kann. Zahlreich sind die Sendschreiben, die im Laufe des 17. Jahrhunderts aus allen Gegenden Schlesiens hier eintreffen und um Lieferung von Wild ersuchen, und eigentümlich ist meistens die Veranlassung, welche diesen Gesuchen zu Grunde liegt.

Am 17. Februar 1622 schreibt Georg Rudolf, Herzog zu Liegnitz Brieg und Goldberg, an den Freiherrn Seifried von Promnitz zu Pleß, er sei gesonnen, die Leiche seiner „selig verschiedenen herzlichsten Gemahlin“ auf den 12. April christlichem Brauche nach zur Erde bestatten zu lassen. „Dieweil wir dann — fährt der Briesschreiber fort — außer- und inländische unsere liebe Freunde darzu erbitten, welche auch nicht in geringer Anzahl, sonder Zweifel, erscheinen werden, als ist unsere freundliche Bitte, der Herr wolle uns unverlängt mit was von hohem Wildbret, ehe solches noch in die Brunst kommt, und dannen, gegen der Begräbniszeit, mit was von Federwildbret zu desto besserer Bewirtung behilflich sein und uns dasselbe zu unserer Hoffstatt allhero (nach Liegnitz) senden u. s. w.“ Gleichfalls zum Leichenschmaus erbitten sich Wild Herzog Karl Friedrich von Ols bei dem Tode seiner Mutter anno 1630, Heinrich Wenzel, Herzog zu Münsterberg, zur Beerdigung seiner Gemahlin in demselben Jahre u. s. w. Auch gelegentlich einer Reise des Prinzen Kasimir von Polen durch Oberschlesien im Jahre 1638 wird der Pleßer Standesherr im Namen des Kaisers ersucht, für den Prinzen und seinen Hoffstaat Rot-, Schwarz- und Vogelwildbret, indianische Hühner (Puthühner), Kapaune, Fasane, gut zum schlachten taugliche Kälber, Lämmlein und Fische ic. für Rechnung des Kaisers gegen Bezahlung abzulassen. Wie wir sehen, zählt der Fasan noch nicht als Vogelwild, sondern rangiert in einer Reihe mit der Pute und dem Kapaun. Ob es jedoch damals in Pleß Fasane gegeben hat, ist zweifelhaft.

Elisabeth, Herzogin von Teschen, schreibt am 15. Juni 1643 an Siegfried von Promnitz, sie möchte ihren Tiergarten wiederum gerne mit etwas von Wild versehen lassen und — um ihre eigenen Worte zu gebrauchen — „uns aber gar wohl bewußt, daß der Herr in seiner Herrschaft Pleß desselben zur rechten Zeit jedesmal fähig werden kann, als ist an den Herrn unser freund-nachbarliches Belangen, er wollte uns die Ehre erweisen und uns, sobald Gott durch einen guten Waidespaß ihm etwas bescheren wird, ein Paar Stücke lebendiges Wild zukommen lassen“.

Auch eines interessanten, mit der Jagd im Zusammenhange stehenden Aberglaubens dieser Zeit, dem auch die höchsten Stände zugetan waren,

sei hier gedacht. Als am 17. Juni 1599 die Gemahlin Adam Wenzels, Herzogs von Teschen, eine Tochter Gotthard Kettlers, Herzogs von Kurland, eines Töchterleins genesen war und es ihr dann „in ihrem Kindelbett“ schlecht ging, wandte sich der bekümmerte Gatte an Abraham von Promnitz, Freiherrn auf Pleß, und meinte, nach Klarlegung der Verhältnisse, er habe gehört, der Freiherr besäße die Haut von einem Hirsche, der zwischen zwei Liebfrauenfeiertagen geschlagen sei. Von dieser bedeutungsvollen Haut erbittet er sich nun geschenkt oder leihweise einen Gürtel oder ein Stück, das ausreichen würde, um es um den Leib der kranken Frau zu schlagen. Der Gürtel aus besagter Hirschhaut muß doch die von ihm erwartete gute Wirkung gehabt haben, da die Herzogin gesund geworden ist und in den folgenden zwei Jahren noch zweimal niederkommen konnte. Allerdings ist sie dann, am 19. November 1601, nachdem sie zehn Tage vorher einem Prinzen das Leben geschenkt hatte, im Kindbett gestorben. Die wundertätige Hirschhaut, zu häufig benutzt, mochte am Ende ihre Wunderkraft eingebüßt haben.

Nicht nur um Wildbret zu Leichenschmäusen und um Hirschhautriemen, die heilkräftig für Wöchnerinnen waren, wurden die Freiherrn von Pleß jener Zeit angegangen. Als gute Jäger waren sie auch auf die Zucht guter Hunde bedacht, und ihr Hundestall hat in Schlesien und auch außerhalb des Landes einen guten Ruf genossen. Georg, Herzog in Schlesien zu Liegnitz und Brieg wendet sich 1644 an den schon oft genannten Siegfried von Promnitz mit den Worten: „Weil uns wissend, daß der Herr mit gutem Waidwerk versehen, (haben Wir) denselben freundlichen ersuchen wollen, daß uns er den Gefallen erweisen und bei vorfallender Gelegenheit mit einem Strick guter Winde (d. h. einer Koppel Windspiele) aushelfen wolle“. Schon zu jener Zeit waren in der Zucht von Rassetieren die Engländer den anderen Völkern Europas voraus, und englische Jagdhunde hatten einen weiten guten Ruf. Der Pleßer Hundestall besaß auch englische Jagdhunde und war dafür weit bekannt. Johann Kasimir, derselbe, den als Prinzen von Polen Siegfried von Promnitz einst mit Wildbret versehen hatte, wandte sich 1660, als König von Polen, an den Nachfolger Siegfrieds, Erdmann von Promnitz, mit einem Schreiben, in welchem er ausführt: „Wir haben erfahren, daß der Herr schöne englische Hunde von guter Art und beiderlei Geschlecht hat. Nun haben wir zwar auch welche, aber nur Männlein. Diweil wir denn gern davon eine Zucht haben wollten, als ersuchen wir den Herrn hiemit gnädigst, er wolle uns eine englische Hündin von den seinigen zukommen lassen.“ Dem Freiherrn von Promnitz war es eine Freude, der Bitte des Königs nachzukommen. Wie auf gute Jagdhunde gehalten wurde, so wurde auch darauf geachtet, daß bei den Schafherden kräftige Hunde gehalten wurden, die imstande sein

konnten, die Herde vor dem noch im 18. Jahrhundert häufig hier vorkommenden Wolf zu wehren (Instruktion v. 1703).

Im Hundestall oder Hundehaus, wie es in einer Instruktion von 1679 heißt, wurden wohl nur die Rassenhunde gehalten, die anderen befanden sich auf den Vorwerken bei den Schaffern derselben und bei den Müllern, die dazu verpflichtet waren, in Pflege. Damit herumlaufende Hunde das Wild nicht beunruhigen, wurden Verordnungen getroffen, daß die Schäferhunde an Stricken geführt, die Dorf Hunde aber mit angebundenen Knüppeln versehen werden. Ähnliche Bestimmungen waren übrigens in ganz Deutschland zu finden.

Als Siegfried von Promnitz anno 1650, ohne direkte Erben zu hinterlassen, abging, und sein Vetter Siegmund Siegfried, der einzig Überlebende aus der Altweichauischen Linie der Promnitze, Pleß in Besitz nahm und es so mit der Herrschaft Sorau in der Lausitz konsolidierte, mußte das Pleßer Schloß den Glanz der Hofhaltung mit Sorau teilen; ja die meisten der nachfolgenden Besitzer hielten sich vornehmlich in Sorau auf und zeichneten Pleß immer seltener durch ihre Anwesenheit aus. Es ist natürlich, daß mit dem selteneren Aufenthalt des Hofes auch die früher häufigen Parforcejagden, die Fuchshezen und sonstigen größeren waidmännischen Veranstaltungen seltener geworden sind, und das ganze Jagdwesen zurückgehen mußte. Es zeigt sich dies auch an den immer seltener werdenden Schriftstücken, die auf das Jagdwesen Bezug haben. Allerdings blieb auch weiter, wie verschiedene Instruktionen beweisen, an der Spitze der ganzen Forstverwaltung ein Forstmeister, dem die Verwaltung des Forstwesens, des Jagdwesens und auch die Fischerei oblag. Die einzelnen Reviere — um 1670 existierte ein Tichauer, Lendziner, Althammerer und Kobierer Revier — wurden weiter von sogenannten Forstknechten besorgt, denen wiederum Waldheger bei- oder untergeordnet waren. Das moralische Niveau, auf dem diese Forstknechte sich befunden haben, muß kein besonders hohes gewesen sein, da ihnen immer in erster Reihe eingeschärft wird, daß sie sich „des Vollsaufens“ wie auch des Schießens zu eigennützigen Zwecken enthalten sollen. Um 1735 kommen die Titel Jägermeister und Jäger für Forstmeister und Forstknecht auf, die aber nicht lange beibehalten worden sind. Eine Zeit lang, unter Balthasar Erdmann von Promnitz, ward um 1680 die Verwaltung des Reitstalles zu Pleß, des Gestüts zu Kobier mit der Aufsicht über die Forsten und das Jagdwesen in einer Hand vereinigt. Der betreffende Beamte war — um mit den Worten der ihm erteilten Instruktion zu sprechen — „schuldig, bei Jagen, Hezen, Netzstrecken und allen und jeden, was zu Wald-, feld- und Wasserjagden gehöret, sich dabei jederzeit finden zu lassen (d. h. persönlich gegenwärtig zu sein), auch als-

dann alle mögliche Anstalt machen, daß mit Netzstrecken, Treiben und was dem anhängig alles wohl observieret werde“. Die eingestellten Jagden fanden gewöhnlich zwischen Pleß und Tichau statt.

Was zu den Jagdrequisiten dieser Zeit gehört hat, lernen wir aus einem nach dem Tode Erdmann Leopolds Reichsgrafen von Promnitz über seine Hinterlassenschaft in Pleß im Februar 1664 aufgenommenen Inventarium kennen, das uns auch über die damalige Einrichtung des Pleßer Schlosses interessanten Aufschluß gibt. Wir sehen, daß die Jagdutfensilien des Standesherrn an zwei Stellen, in dem Jägerhaus auf dem sogenannten Alten Vorwerk in der Pleßer Vorstadt und dem Zeug- oder Netzhaus in Tichau aufbewahrt wurden. In dem Jägerhaus befanden sich laut dem angeführten Inventarium: 2 Stück alte Wolfsnetze, 5 Stück neue Hasenneze, „so noch niemals gestellet“, 15 Stück alte Hasenneze, 10 Stück Netze auf wilde Gänse, 20 Stück Netze auf Rebhühner (es ist dies die erste Erwähnung von Rebhühnern), 15 Gebund Lauen (Leinen?), 1 Thiras (großes Netz zum Überdecken von Rebhühnern oder anderem kleinen Federwild), 1 Renkawnik (= Handschuh, Falknerhandschuh?).

Im Tichauer Netzhaufe befanden sich: 10 Stück große Netze, darunter eins von 300 Klaftern, das andere von 200 Klaftern, die anderen 8 Stück zu 150 Klaftern, 5 Stück große Tücher, darunter nur eins gut, 4 Stück Wolfsnetze, darunter drei neue und eins alt.

(Ein Inventarium des Tichauer Netzhauses und Jagdstalles aus dem Jahre 1759 ist am Schlusse beigelegt.) In der Speisekammer auf dem Pleßer Schloß wurde unter anderem Vorrat vorgefunden: „drei Schinken geräuchert Schweinwildbret“ und „ein faß Schweinwildbret, eingepökelt“.

Neues Leben und neuer, erhöhter Glanz kam nach Pleß, als die Standesherrschaft anno 1765 durch Schenkung von Johann Erdmann dem letzten Promnitz an dessen Neffen, den Herzog von Anhalt-Köthen, Friedrich Erdmann gelangte. Der hohe Stand der neuen Besitzer und das, wie es scheint, durchwegs heitere Temperament derselben kam dem Pleßer Schloß zustatten, in dem eine glanzvolle Hofhaltung, ein reges, geräuschvolles Hofleben nach langer Stille und Einsamkeit sich einbürgerte. Eine Prachtentwicklung, wie sie hier nie vorher gekannt war, wurde von den neuen Herren entfaltet. Von der Prunkliebe der Herzöge von Anhalt-Köthen-Pleß legen z. B. die glänzenden Illuminationen Zeugnis ab, die bei besonderen Gelegenheiten, von künstlerischer Hand geleitet, hier stattfanden. Bei der Anwesenheit König Friedrich Wilhelms II. in Pleß am 18. August 1789 wurden zur Illumination des Schlosses und seiner Umgebung fünftausend und einige hundert Campions verwendet, die zum

Teil mit Öl, zum Teil mit Talg und teilweise mit Butter gefüllt waren; die mit Butter gefüllten sollen die billigsten gewesen sein und die schönste und hellste Flamme gegeben haben. Gelegentlich der Hochzeitsfeier der Prinzessin Anna Emilie von Anhalt-Köthen mit dem Reichsgrafen Hans Heinrich IV. von Hochberg am 21. Mai 1791 fand in der Umgebung des Pleßer Schlosses eine Illumination statt, bei der 10533 Lampen zur Verwendung gekommen sind und außerdem noch verschiedene Kienfeuer und starke Holzfeuer an einzelnen Stellen angezündet wurden, des sonstigen abgeschossenen Feuerwerks nicht zu gedenken. Wiewohl wir keine besonderen Nachrichten darüber haben, ist mit Sicherheit anzunehmen, daß auch glänzende Jagdfeste abgehalten worden sind. Einer im Archiv erhaltenen Schilderung des erwähnten Aufenthalts Friedrich Wilhelms II. in Pleß verdanken wir die erste Erwähnung einer Fasanerie. „Von diesem letzten Relais (d. h. von Doremba) — besagt die angeführte Beschreibung — wurden Sr. Königl. Majestät durch die fürstliche Faisanderie nach Pleß gefahren, welche auf der dasigen Anhöhe das im Oesterreichischen gelegene Gebirge in hohen Augenschein nahmen, Sr. Hochfürstl. Durchlaucht aber immittelst vorausfuhr, eine viertel Stunde eher als der König ankamen und höchst dieselben am Wagen, der Prinzessin Durchlaucht aber an der Stiege, welche Sr. Königl. Majestät die Treppe hinauf bis ins Zimmer führten, empfingen.“ Die Fasanenzucht, unter den letzten Promißen vollständig vernachlässigt und vermutlich ganz eingegangen, wurde von dem ersten Anhaltiner Besitzer von Pleß wiederum hier aufgenommen, und die Fasane, jetzt nicht mehr bloße Eurusbögel etwa wie der Pfau, sondern Jagdvögel, in einem besonders errichteten und nach dem erwähnten Herzog die Friedrich Erdmanns-Fasanerie benannten Revier gehegt. Das jetzt dort befindliche Etablissement — 1818 das Kaffeehaus in der Fasanerie genannt — ist, wie eine Aufschrift auf dem Gebäude andeutet, im Jahre 1800 erbaut worden. Der Fasan galt, wie hier vorgreifend bemerkt werden mag, damals und noch lange Zeit nachher als besondere Rarität und Delikatesse. Sein Preis war daher im Verhältnis zu dem Preise von anderem Wildbret ein sehr hoher. Aus den erhaltenen von 1816 ab weitergeführten Wildbrettzeten ist zu ersehen, daß der Preis des Fasans am Anfang des 19. Jahrhunderts ein sehr hoher war und erst dann allmählich zurückging, während das andere Wildbret, gleichmäßig mit den fortschreitenden Preisen des Rindfleisches, im Preise gestiegen ist. Zur Zeit, als ein ganzer Hirsch in der Feist 16 Reichstaler kostete (im Jahre 1816), wurden für einen Fasan 2 Taler gezahlt. Die wilde Gans kostete nur 8 Silbergroschen, die Wildente 3 Silbergroschen und 6 Pf. Im Jahre 1842 kostete der völlig ausgefärbte Fasanenhahn nur noch 1 Taler

15 Silbergroschen, die Wildgans hingegen 10 Silbergroschen; das andere Wild wurde nur noch nach Gewicht verkauft und war im Preise ganz bedeutend gestiegen.

Das 18. Jahrhundert — um die historische Schilderung wieder aufzunehmen — brachte, wie auf dem Gebiete der ganzen Volkswirtschaft und dem Kulturleben überhaupt, so auch auf dem Gebiete des Jagd- und Forstwesens ganz bedeutende Umwälzungen. Interessant ist es, daß Plesß in dieser Beziehung hinter anderen Bezirken Deutschlands nicht zurückgeblieben, vielmehr den meisten vorangegangen ist. Erst um die Mitte des 18. Jahrhunderts beginnt man in Deutschland der Forstwirtschaft ein besonderes Interesse entgegenzubringen und das Forstwesen nicht mehr als nebensächliches Anhängsel des Jagdwesens zu betrachten. Einer der ersten Begründer der neuen Forstwissenschaft und eine lange Zeit anerkannte Autorität auf dem Gebiete des gesamten Waidwerks, Heinrich Wilhelm Döbel, Verfasser verschiedener Werke über Forst- und Jagdwesen, soll 1760 seine Grabstätte in Plesß gefunden haben. Ob er zu Studien- oder sonstigen Zwecken hier gewesen ist und auf das hiesige Forstwesen irgend einen Einfluß ausgeübt hat, ist nicht bekannt. Zu den Plesser Beamten hat er wohl nicht gezählt. Kurz nachdem Friedrich Erdmann von Anhalt-Köthen die Standesherrschaft Plesß in Besitz genommen hatte, wurde hier mit einer Arbeit begonnen, welche für jene Zeit eine ganz imposante genannt werden kann. Die geometrische Vermessung der Plesser Forsten wurde mit allen damals zu Gebote stehenden technischen Mitteln in Angriff genommen und glücklich zu Ende geführt. Später wurde auch eine Schätzung des ganzen in den Forsten stehenden Holzes nach Klaftern vorgenommen, um auf Grund dieser Daten mit einer rationellen Forstwirtschaft beginnen zu können. Die erste Bereisung und genaue Beschreibung der Plesser Forsten fand statt im Jahre 1776 durch den damaligen Hofmarschall, späteren Oberforstmeister v. Schütz, einen nach damaligen Begriffen theoretisch wie praktisch geschulten Forstmann. Es ist oben schon gelegentlich betont worden, daß das frühere Plesser Forstpersonal auf einem niedrigen moralischen und geistigen Niveau sich befunden haben muß. Ähnlich verhielt es sich natürlich zu der Zeit auch anderwärts. Der Forstschriststeller Brocke (1715—1778) wirft den Forstbeamten seines Zeitalters im allgemeinen Unwissenheit, Faulheit und Unredlichkeit vor. „Wie viele Oberforstbediente — sagte er — trifft man an, welche sich besser auf Kabalen zu machen, auf die Wahl guter Maitressen und eines guten Glas Wein, als auf die Holzungen verstehen u. s. w.“ (Schwappach l. c. S. 549.) Auch der Anhalt-Köthener Hofmarschall und spätere Oberforstmeister v. Schütz findet in der Plesser Forstwirtschaft das meiste nicht in Ordnung,

kleidet aber seinen Tadel in gelindere Worte. Er fühlt es, daß nicht so sehr die Personen als das System schuld ist und daß dieses letztere geändert werden muß. In dem Bericht über seine Bereisung der Pleßer Forsten sagt er: „Ich will mich so viel es möglich ist, enthalten, was geschehen ist, zu tadeln; ich entschuldige es auch im voraus, weil es nicht sowohl Vorsatz zu schaden, als Unwissenheit und, ich glaube, besonders auch das Principium, man habe hier nicht Ursache, so behutsam zu handeln, weil die Waldungen genug und mehr, als nach dem Verhältnis der Consumtion nötig sei, vorhanden wären, schuld dran ist, daß man gar keine Regeln beobachtet, sondern nur auf Geratewohl, wie es etwa denen Forstbedienten gemächlich gewesen oder wie es ihnen eingefallen, die Waldungen bald da bald dort darniederhauen und wieder aufwachsen lassen, wie es von ohngefähr gekommen ist.“ In den Jahren 1775 bis 1777 fand im Auftrage des Herzogs Friedrich Erdmann die genaue geometrische Vermessung und Mappierung der Pleßer Forsten nach den einzelnen Revieren durch die Gebr. Heller statt, durch dieselben, welche nachher mit dem Vermessen der königlichen Gebirgsforsten in der Grafschaft Glatz beauftragt worden sind. Die Vermessung ergab, daß die Pleßer Forsten, inklusive Untertanen-Gründe, Wege und unbrauchbares Terrain, enthielten:

a) an zusammenhängenden Forsten	84 144 Morgen	42	Quadratrueten,
b) an feldhölzern	13 110	163	„

Zusammen 97 255 Morgen 25 □ R.,

d. h. 24 829 ha, oder nach Abzug der Untertanen-Gründe, der herrschaftlichen Wiesen, Wege und des unbrauchbaren Terrains, die in Summa 9056 Morgen 16 □ R. betragen, an wirklichem Waldterrain

88 199 Morgen 9 □ R. = 22 517 ha;

davon entfielen auf die Oberforsten 46 154 Morgen 91 □ R., oder 11 783 ha,  
auf die Niederforsten 42 044 „ 98 „ „ 10 734 „ <sup>1)</sup>

Die Akten, welche über diese Vermessung erhalten sind, zeigen uns auch, daß die standesherrlichen Forsten von den Myslowitzer und Kattowitzer Waldungen durch einen, zum Teil übrigens schon eingefallenen, alten Wildzaun getrennt waren. Ob an anderen Stellen auch noch Einhegungen für das Wild vorhanden waren, ist nicht ersichtlich, aber auch nicht wahrscheinlich.

<sup>1)</sup> Heute beträgt der Gesamtflächeninhalt sämtlicher Pleßer Forsten 26 991 ha, davon Holzboden 24 657,10 ha und der Rest nicht zur Holzucht benutzter Boden. Hiervon entfallen auf die Oberforsten (Oberförsterei Emanuelssegen und Tichau) 9408,24 ha, auf die Niederforsten (die Oberförstereien Pleß, Kobier und Swakow) 15 248,86 ha reiner Holzboden.

Es ist natürlich, daß in einer Zeit, wo der Wald nicht mehr in erster Linie als Aufenthaltsort für das Wild betrachtet wurde, vielmehr an denselben andere, volkswirtschaftliche Ansprüche gestellt wurden, das ganze Jagdwesen eine Änderung erleiden mußte. Wenn der Mensch, mit Messketten und anderen Instrumenten bewaffnet, durch die entlegensten Winkel des Waldes schreitet, wenn die Art des Klasterschlägers in bestimmtem Turnus durch die Forsten kreist und kein verborgenes Gehölz mehr von ihr verschont wird, dann weicht mit der hineingetragenen Kultur auch der Zauber der Waldwildnis, dann muß auch das Wild des Waldes notgedrungen seinen Naturzustand verlassen, um so zu sagen an der höheren Kultur des Menschen teilzunehmen. Seine Wohnstätten werden von dem Menschen bestimmt, in eigens dazu errichtete Einhegungen, gleichsam in das Innere von befestigten Städten verlegt, seine Kopfszahl wird gleich der Seelenzahl der steuerzahlenden Bürger registriert, statistisch verzeichnet, selbst seine Fortpflanzung gewissermaßen standesamtlich reguliert. Allerdings übernimmt der Mensch dann auch die Pflicht, für das dem Naturzustand ent-rissene Wild in Bezug auf Nahrung und Fortkommen zu sorgen. Es müssen Raufen, Futterplätze u. s. w. errichtet werden, kurzum die Jagd ist nicht mehr ein Gegenstand des bloßen Vergnügens, sie wird ein Zweig der Volkswirtschaft. Dieser Umschwung in dem Jagdwesen fand im Plessischen statt gegen Ende des 18. Jahrhunderts.

Von der Errichtung einer eigenen Fasanerie im letzten Viertel des 18. Jahrhunderts ist oben schon gesprochen worden. Im Laufe der neueren Zeit sind die noch heute existierenden verschiedenen Umhegungen für das Wild, die sogenannten Tiergärten, entstanden. Am Anfang des verflossenen Jahrhunderts waren sämtliche Plessen Forsten in 10 Reviere eingeteilt, und zwar: 1. Revier Tichau, 2. Revier Lendzin, 3. Revier Wessola, 4. Revier Kostuchna, 5. Revier Smilowitz, 6. Revier Wyrow, 7. Revier Sußez, 8. Revier Kobier, 9. Revier Cielmitz, 10. Revier Meseritz.

Die fünf letztgenannten Reviere, die miteinander zusammenliegen, waren, wie eine Notiz von 1805 ergibt, mit einem Wildzaun umgeben, von den anderen ist dies nicht bekannt. Für das Wild waren Raufen oder Futterstände errichtet, an denen von 1802 ab der Bestand des Wildes alle drei Jahre gezählt wurde. Die Wildzählung von 1802 ergab in sämtlichen Forsten einen Bestand von 1018 Stück Rot- und 397 Stück Rehwild. Damwild gab es in Pless noch nicht. Von 1805 ab wurde auch das Schwarzwild einer Zählung unterworfen, welche in dem genannten Jahre die Summe von nur 130 Stück, frischlinge mit inbegriffen, ergab. Die Zählung von 1808 zeigte einen Bestand von nur 823 Stück Rot-, 200 Stück Reh-, dafür aber 191 Stück Schwarzwild. Die Zahl des Rotwildes ging

noch weiter herunter und betrug 1831 nur noch 754 Stück, die Zahl des Schwarzwildes hingegen nahm immer mehr zu. Um der Verminderung des Rotwildes entgegen zu wirken, machte 1837 der Oberforstmeister v. Aurich den Vorschlag, in jedem Revier einige Salzlecken anzulegen, womit man in Sachsen gute Erfahrungen gemacht haben sollte.

Zu den Pflichten, welche der Mensch dem Wilde gegenüber bei der Kultivierung der Forsten übernahm, gehörte auch der Kampf gegen das Raubzeug, welches besonders dem kleineren Wilde und in erster Reihe dem Hasen schädlich war, der bis dahin als Jagdobjekt sehr gering geschätzt und erst im 19. Jahrhundert unter die Zahl der auch eines großen Herrn jagdwürdigen Tiere aufgenommen wurde. Am Ende des 18. Jahrhunderts wurde in der Standesherrschaft Pleß gegen das vorhandene Raubwild, wie es scheint, eine scharfe Kampagne eröffnet.

In den dreißig Jahren von 1781 bis 1810 sind in den Pleßer Forsten 99 Wölfe, 5757 Füchse, 356 Baumrarder und 21 Fischottern erlegt worden. Der Luchs war überhaupt nicht mehr vorhanden. Von den Wölfen waren 15 im Eisen gefangen, die übrigen 84 auf der Jagd erlegt worden. In den 7 Jahren von 1820 bis 1827 sind 2078 Füchse erjagt worden. (Genauerer ergibt die am Schluß beigefügte Tabelle.) Die Forsten wurden in sogenannte Wolfskreise geteilt und die Waldheger hatten den Auftrag, je einen Wolfskreis abzuspüren. Bei so strenger Verfolgung dauerte es auch nicht lange, bis der Wolf ganz ausgerottet wurde. Um die Mitte des vorigen Jahrhunderts kommt er schon sehr selten vor, und auch nur als Eindringling aus benachbarten Gegenden. Der letzte Wolf wurde hier im März 1865 vom Förster Witte erlegt. 1875 sollen sich bei Berun auch noch Wölfe eingestellt haben, eine Jagd auf dieselben ist aber erfolglos abgelaufen. Interessant ist die Schilderung einer im Januar 1852 hier vorgenommenen Treibjagd auf einen Wolf, und wird dieselbe aus diesem Grunde hier wiedergegeben:

„Nachdem bereits am 29. Dezember 1851 eine Treibjagd auf den seit dem 26. ejusdem in die fürstlich Pleßer Oberforsten eingewanderten starken Wolf im Beisein Sr. Durchlaucht des Fürsten von Pleß gemacht worden, das betreffende Raubtier aber dabei dem tödenden Blei entgangen war, wurde dasselbe am 5. laufenden Monats (Januar) im sogenannten Wessoler Forstrevier, bei frischem Spurschnee im Jagen Nr. 118 abermals eingekreiset und daselbst von dem fürstlichen Förster Weiß angeschossen. Schweifend durchzog dieser Wolf darauf das von Nr. 118 südlich gelegene Jagen 105 und hatte sich endlich in der daran grenzenden Stellung des Jagens 85 gesteckt, wo denn auch derselbe wiederum fast schon unter Mondlicht eingekreiset, herausgetrieben und von der Hand des der Jagd wiederum beiwohnen-

den fürstlichen Forstherrn so mit einem Schuß bespickt wurde, daß dem schädlichen Treiben des Räubers das Endziel gesetzt und derselbe am Abend, 8 Uhr, nach dem fürstlichen Jagdschloß Tichau von der Jägerei eingebracht wurde. Der genannte Wolf, ein männliches Individuum, zeichnete sich durch besondere Stärke in Gestalt und Gewicht und überaus große Lebenskraft und Mut aus; denn seiner Raubgier waren unter anderm auch mehrere ziemlich starke Stücke Schwarzwild erlegen und im Rot- und Rehwild hatte sich selbiger reichlich genährt. Bezüglich des Mutes aber, so ereignete sich — ich will es so nennen — beim Hallali die sonderbare Scene, daß der Wolf, bereits im Enden begriffen, seine letzten Kräfte zusammennehmend, sich unversehens nochmals aufrichtete und auf den vor ihm stehenden Oberforstbeamten, denselben gleichsam annehmend, mit geöffnetem Rachen anfuhr, darauf er an das Ziel seines bösen Treibens gelangte.“

Reinecke, der wie die oben angeführten Zahlen beweisen, im Anfang des verfloffenen Jahrhunderts noch so zahlreich hier vertreten war, daß jährlich 2—300 von seiner Sippe erlegt werden konnten, ist bis jetzt noch nicht ausgerottet. Seine Zahl hat aber ganz bedeutend abgenommen. Aus der am Schlusse beigefügten Abschlußliste von den Jahren 1880/1—1902/3 ist zu ersehen, daß der Fuchs hier immerhin noch so zahlreich auftritt, daß jährlich an 20 Stück zur Strecke kommen. 1857 ist hier die letzte größere Fuchsjagd abgehalten worden. In kurzer Zeit wird auch Reinecke, wie einst seinem Vetter Isgrim, und mit ihm auch dem andern Raubzeug, dem Fischotter, dem Dachs und dem Iltis, die letzte Stunde geschlagen haben, und in den Plessen Forsten und Tiergärten nur solches Wild anzutreffen sein, das der hohe Jagdherr in denselben gehegt haben will. Auf die Ausrottung von Raubvögeln, wie auch von Krähen, muß allerdings auch jetzt noch Bedacht genommen werden. Seit den fünfziger Jahren des verfloffenen Jahrhunderts wird mit einem solchen Eifer dem besflügelten Raubzeug nachgestellt, daß, wie ein höherer Beamter jener Zeit scherzweise bemerkt hat, Krähen nur noch in Museen und Naturalienkabinetten anzutreffen sein würden.

Im Laufe der Schilderung haben wir den eigentlichen historischen Boden fast bereits verlassen und uns so der Gegenwart genähert, daß es fraglich erscheint, ob die Erzählung, die nur noch das in der letzten Zeit geschehene umfassen könnte, fortgesetzt werden soll. Es ist aber gerade in den letzten Jahrzehnten, und zwar besonders in den fast fünfzig Jahren, in welchen das Fürstentum Pless im Besitz des hohen Jubilars sich befindet, so außerordentlich viel und so bedeutendes für das Jagdwesen geschehen, daß es hieße, das interessanteste Kapitel aus der Geschichte der Jagd im Fürstentum Pless ausschalten, wollte man auf die Geschehnisse dieser letzten Zeit nicht ein-

gehen; ist doch die Entwicklung des Pleßer Jagdwesens gerade in dieser Periode die glänzendste. Der großen Liebe, welche der durchlauchtige gegenwärtige Inhaber des Fürstentums Pleß für das Waidwerk hegt, den umfangreichen und gründlichen Kenntnissen, die ihm auf diesem Gebiete eigen sind, und der vielen darauf verwendeten Mühe ist es zu danken, daß Pleß zu den anerkannt mustergültigsten, bestgepflegten und interessantesten Jagdrevieren Mitteleuropas zählt. Jagdliebhaber, Naturwissenschaftler, zoologische Museen und andere Institute wenden sich jahraus jahrein an den hohen Herrn oder dessen Forstamt mit der Bitte um Auskunft über die verschiedensten Einzelheiten aus dem Leben der hier gehegten Tiere, um die Überlassung interessanter Untersuchungs- und Studienmaterials oder glänzender Ausstellungsstücke. In entgegenkommendster Weise wird gewissenhafte Auskunft erteilt oder den sonstigen Bitten nachgegeben. In den verschiedensten Zeitschriften sind wissenschaftliche Aufsätze enthalten, welche zum großen Teil auf den Auskünften und Berichten der hiesigen Forstbeamten beruhen.

Der bedeutende und mannigfaltige Wildstand der Pleßer Forsten ist auch der Grund, daß die hohen Gäste des erlauchten Besitzers und vor allen seit Wilhelm I. sämtliche Könige Preußens und Kaiser des neuen Deutschen Reiches so gerne an den Jagden ihres Gastgebers teilnehmen. Nur in den Pleßer Forsten, nirgends mehr in der Welt — die Jagdgründe des Beherrschers aller Rußen in der Bialowescher Haide ausgenommen — hat der Waidmann Gelegenheit, das seltenste Jagdwild, den Wisent, den das Nibelungenlied und die Volksepen der Slaven noch besingen, im freien zu beobachten, oder gar zu jagen! Neben diesem stolzen Tier, dessen Anblick uns an die Urzeiten Europas mit den unberührten jungfräulichen Wäldern und halbwildem Urbewohnern gemahnt, ist in dem verflossenen Halbjahrhundert in den Forsten des Fürstentums Pleß auch das Damwild und der Wapitihirsch ausgesetzt worden, von den kleinen Jagdtieren, wie wilde Kaninchen, nicht zu sprechen.

Das Damwild ist erst gegen Ende des 16. Jahrhunderts nach Deutschland gebracht worden. Es stammt von den Küsten des Mitteländischen Meeres, wurde aber erst über England zu uns gebracht. Landgraf Wilhelm IV. von Hessen bezog es im Jahre 1570 über Dänemark; etwa um die gleiche Zeit wird es auch in Bayern und in Württemberg erwähnt. In Preußen wurde es aber erst gegen das Ende des 17. Jahrhunderts in den Tiergärten bei Berlin und Potsdam eingeführt und von hier 1703 in das freie gelassen, wobei die Erlegung desselben bei schwerer Strafe untersagt war. (S. Schwappach l. c. S. 627.)

Der große Reichtum an Hochwild, durch welchen sich die Pleßer Forsten seit jeher auszeichneten, mochte der Grund gewesen sein, daß man die Ein-

führung des Damwildes für überflüssig gehalten und daher so lange mit derselben gewartet hat.

Das erste Damwild ist hier erst zu Anfang der fünfziger Jahre des vorigen Jahrhunderts ausgesetzt worden. Zum ersten Mal werden 1854 zweiundzwanzig Stück Damwild und als ihr Aufenthaltsort die Fasanerie genannt. Im Jahre 1858 wurde aus den oberschlesischen Besitzungen des Herzogs von Ratibor und dann auch aus anderen Gegenden neues Damwild bezogen. Seine Akklimatisierung machte natürlich gar keine Schwierigkeiten. Gegenwärtig ist der Bestand des Damwildes in den Pleßer Forsten ein so großer, daß, wie die beigegefügte Abschlußliste zeigt, jährlich an 200 Stück erlegt werden.

Weniger gute Erfahrungen hat man mit dem Versuch einer Einführung des Wapitihirsches (*cervus canadensis*) gemacht. Im Jahre 1861 wurden in Berchtesgaden 14 Stück Wapitiwild von dem Grafen Arco angekauft und anfangs in dem Studzienitzer Walde ausgesetzt, schon nach einigen Monaten aber, weil es größerer Fürsorge bedurfte, in der Fasanerie untergebracht. Das angeschaffte Wapitiwild war, nach der Schilderung des mit seiner Überführung betrauten Oberförsters, bedeutend stärker als das Pleßer Hochwild, sowohl an Knochenbau als Höhe; der Wechsel des Klimas ist jedoch dem Wilde nicht bekommen. Ganz besonders muß ihm aber das hier in den meist feuchten Niederungen wachsende Gras nicht zugesagt haben. Trotzdem noch einige Hirsche hinzugekauft wurden, konnte sich der Stamm nicht erhalten, geschweige denn als Vollblut fortpflanzen und vermehren. In einigen Jahren sind sämtliche Hirsche, einer nach dem andern, eingegangen. Als die Akklimatisierung des Wapiti nicht gelingen wollte, wurde ein Kreuzungsversuch desselben mit dem hiesigen Rotwild versucht, der allerdings vollständig gelungen ist, und zwar sind einige Tiere mit dem Wapitihirsch, und nicht umgekehrt, gekreuzt worden. In kurzer Zeit entstand ein Rudel Kreuzungswild, das sich dann weiter vermehrte. Die Geweihbildung dieses Kreuzungswildes ist im Verhältnis zu unseren einheimischen Hirschen geradezu eine überraschende. Während ein gutes Geweih von unseren einheimischen gut jagdbaren Hirschen im abgeworfenen Zustand 12 bis 14 Pfund wiegt, hat schon das Geweih von einem achtjährigen, also noch lange keinem gut jagdbaren Kreuzungshirsch das Gewicht von 16 bis 18 Pfund; das von einem gut jagdbaren wiegt bis 26 Pfund.

Einen eigenen Reiz des Pleßer Jagdreviers bildet das beinahe dreißig Stück zählende Rudel Wisente, gewöhnlich, wenn auch nicht richtig, Auerochsen genannt, das in den Pleßer Oberforsten sich aufhält. Der Auer- oder Urochs (*bos primigenius*) und der Wisent (*bison europaeus*) werden schon seit jeher mit einander verwechselt. Von den Urkunden Schlesiens

nennt keine, wie schon oben erwähnt, eine von diesen Ochsenarten. Nur eine Anzahl schlesischer Ortsnamen weist, wie schon einleitend ausgeführt worden ist, auf die Anwesenheit des Auerochsen und vielleicht auch des Wisents in Schlessien in der Zeit hin, als nach der Völkerwanderung die Slaven hier festen Fuß faßten. Die einzige überhaupt noch auf Augenschein beruhende Beschreibung dieser beiden oft miteinander verwechselten Ochsenarten hat der Freiherr von Herbenstein in seinem aus dem Jahre 1571 stammenden Buche (*Rerum moscovitarum commentarii Sigismundi liberi baronis in Herbenstein*) hinterlassen. Freiherr Sigismund von Herbenstein, vom Kaiser Maximilian zu Missionen nach Polen und Moscovien verwendet, fand Gelegenheit, beide damals noch lebenden Arten kennen zu lernen.

„Den Wisent (*bisontem*) — schreibt er — nennen die Litauer in ihrer Muttersprache *suber*, die Deutschen fälschlich *Aurox* oder *Urox*, welcher Name dem *Ur* (*uro*) geziemt, der fast die Form des Kindes hat und von der Art des Wisents ganz abweicht. Die Wisente sind nämlich bemähnt und behaart am Halse und am Vorderbug, indem ihnen eine Art von Bart am Kinn herabhängt, dessen Haar etwas nach Moschus riecht, der Kopf ist kurz, die Augen groß und greulich, gewissermaßen stechend (*oculis grandioribus et torvis quasi andentibus*), die Stirn breit, die Hörner meistens so auseinandergebogen und auseinandergebreitet (*cornibus plerumque sic diductis et porrectis*), daß der Zwischenraum zwischen denselben gut drei nebeneinander sitzende korpulente Personen fassen könnte. — *Ure* hat einzig das an Litauen grenzende Masovien, die man dort in der Muttersprache *tur* nennt und wir Deutsche richtig mit Urochsen bezeichnen. Das sind nämlich in der Tat wilde Stiere, die sich durch nichts vom Hausrind unterscheiden, es sei denn, daß sie alle schwarz sind und eine Zeichnung in der Form einer weißen Linie auf dem Rücken haben (*et ductum quendam instar lineae ex albo mixtum per dorsum habent*).“

Der *Ur* oder Auerochs, polnisch *tur*, wird in den polnischen Berichten des 16. Jahrhunderts bereits als seltenes aussterbendes Tier genannt und mag sich am längsten im Tiergarten des Grafen *Jamojski* gehalten haben, wo er im 17. Jahrhundert erloschen ist. Vom Wisent, der jetzt fälschlich auch Auerochs genannt wird, soll in Preußen das dort letzte Exemplar im Jahre 1755 durch zwei Wilddiebe erlegt worden sein, die als Strafe dafür 10 Jahre Festung bekommen haben sollen. Im westlichen Flügel des Kaukasusgebirges, an den Quellengebieten des *Selentschuk* und der *Laba*, soll der Wisent in ganz wildem Zustande heute noch vorkommen. Bekannt ist, daß eine größere Anzahl dieses seltenen Jagdwildes auf den kaiserlich-russischen Jagdgründen auf der *Bialowescher Haide*, nicht weit von *Bialystok*,

im Generalgouvernement Wilna, gehegt wird. Dort ist es vor einigen Jahrzehnten dem Fürsten von Pleß vergönnt gewesen, auf Wisente zu jagen, und die Skelette einzelner von dem hohen Herrn erlegter Tiere prangen in verschiedenen zoologischen Museen Deutschlands. Von dort stammen auch die Wisente, welche jetzt den Jankowitz-Mezeritzer Wald in der nächsten Nähe von Pleß beleben und einen Stolz des Jagdherrn von Pleß bilden.

Im Winter 1864/65 war zwischen Kaiser Alexander II. von Rußland und dem Fürsten von Pleß ein Austausch von vier Wisenten gegen 20 Stück Pleßer Rotwild vereinbart worden. In Gegenwart des Fürsten von Pleß wurden in Bialowesch die vier Wisente, ein dreijähriger Stier und drei ebenso alte Tiere, im Frühling 1865 eingefangen. Der Fürst verließ Rußland und erwartete zu Hause die Ankunft des Wildes. Der kaiserlich-russische Domänenhof hatte jedoch verabsäumt, für das Forstpersonal, welches das seltene Wild begleiten sollte, zur rechten Zeit Reisegeld und die noch wichtigeren Reisepässe zu besorgen; der Transport wurde darauf bis zum Herbst hinausgeschoben, und die eingefangenen Wisente mußten vorläufig noch im dortigen Tiergarten zurückbehalten werden. Im Herbst des genannten Jahres fand dann der Austausch statt. Das Rotwild, das von Pleß geschickt worden ist — es sind 25 Stück gewesen — ist der Stamm geworden, dem der jetzige Rotwildbestand der Bialowescher Haide entsprossen ist. Die Bialowescher vier Wisente wurden nach ihrer Ankunft zunächst in einem 600 ha großen eingegatterten Waldrevier der Oberförsterei Emanuelslegen ausgesetzt. Das infolge der Reises Strapazen sehr heruntergekommene Wild erholte sich in dem neuen Tiergarten, dessen Wald- und Bodenverhältnisse denen seiner Heimat nicht ganz unähnlich waren, sehr schnell und fühlte sich hier bald ganz heimisch. Damit das Wild sich näher bei Pleß befinde, wurde es im Winter 1874/75 in einem etwas kleineren, etwa 500 ha enthaltenden Tiergarten der Oberförsterei Pleß, in dem seit längerer Zeit schon sich Damwild aufhielt, untergebracht. Dieser dem Wilde zur Verfügung gestellte Waldkomplex enthielt, ähnlich wie der erstere, meist älteres Nadelholz, auch Erlen- und Birkenbestände, ausgedehnte Wiesen und war mit Teichen und fließendem Wasser versehen. Als das Rudel sich im Laufe der Zeit an Zahl vermehrt hatte, und das demselben zur Verfügung gestellte Terrain das im Sommer sehr wandlustige Wild etwas beengte, entschloß sich der Fürst von Pleß, umsomehr als auch die Äsung auf den in diesem Tiergarten gelegenen, oft vom Hochwasser heimgesuchten Wiesen nicht besonders gut war, dem Wisentrudel, das inzwischen eine europäische Berühmtheit erlangt hatte, im Jahre 1895 den ganzen gegen 11 000 Hektar großen Tiergarten „Niederforsten“ freizugeben. In diesem steht es bis jetzt zusammen mit Rot- und Damwild,



Ein Rudel Wifente (fälschlich Huerochien genannt)  
im Pleßer Forst.



mit dem es sich gut verträgt. Gegen das Hausrind zeigt der Wisent bekanntlich einen großen Widerwillen. In diesem ausgedehnten Waldbezirk unternimmt nun das muntere Wild im Sommer seine weiten Streifzüge, im Winter hingegen hält es sich an ein und dieselbe Futterstelle im Revier Mezeritz, fünf Kilometer von der Stadt Pleß entfernt, wo ihm täglich frisches Heu, Kartoffeln, Siede- und Futtermehl in genügender Menge gereicht werden. Hier, an der Raufe, ist es manchem Wiß- und Neugierigen gelungen, die interessanten Vertreter dieser aussterbenden uralten Tiergattung zu beobachten. Wer ihr friedliches Treiben an den Futtertrögen sieht, der denkt es sich kaum, daß sie zuweilen auch wild sein können, daß in der Brunstzeit zwischen einzelnen Stieren wilde Kämpfe stattfinden, die manchmal auf Leben und Tod geführt werden. In Spanien kennt man solche Stiergefechte nicht.

Seitdem den Wisenten die weiten Gelände der Niederforsten freigegeben sind, gedeihen sie ganz vorzüglich. Während sie früher, in der engern Umzäunung, ganz unregelmäßig brunsteten und sehr häufig im Winter setzten, die Tiere auch häufig wenig Milch für ihre Kälber hatten, das Wild schlecht im Haar und mager war, brunsteten sie jetzt fast regelmäßig im Herbst und setzten demnach im Sommer. Die Kälber kommen daher kräftig in den Winter und werden lange Zeit, bisweilen sogar zwei Jahre lang, von den Kühen gesäugt. Als interessant mag es erwähnt werden, daß ein Kalb, dessen Mutter eingegangen war, von einem Förster aufgezogen wurde. Der seltene Säugling hat zwar viel Mühe verursacht, auch reichlich Milch verbraucht, ist aber zu seiner Umgebung sehr zutraulich gewesen. Zum Auffrischen des Blutes wurden zweimal Stiere mit dem zoologischen Garten in Berlin ausgetauscht und, als die Zahl der Stiere im Verhältnis zu den Tieren ungünstig geworden war, wurden im Jahre 1893 fünf Wisenttiere aus Bialowesch bezogen und dem alten Rudel zugeführt, bei dem sie sich bald heimisch fühlten. In den Jahren von 1865 bis 1902 sind hier 36 Stiere und 27 Tiere gesetzt worden. Dieses Zahlenverhältnis zwischen den Geschlechtern ist ein sehr auffallendes, da in den zoologischen Gärten, welche Wisente haben, Stiere so selten gesetzt werden, daß die Fortpflanzung dadurch überall in Frage gestellt ist.

Es ist natürlich, daß ein so rares und mit solcher Sorgfalt gehegtes Wild nur selten zum Abschluß kommt. Eine Jagd auf Wisente ist immer ein Ereignis, und nur wenigen Personen, wie nachstehende Liste zeigt, ist ein solches Jagdglück vergönnt gewesen.

An Wisenten haben in den Pleßer Forsten erlegt:

Im Jahre 1869.	Se. Majestät Kaiser Wilhelm I.	. . .	1 Stier
" "	1874.	Se. Kgl. Hoheit der Kronprinz (nachmaliger Kaiser Friedrich III.)	. . . 1 "

Im Jahre	1877.	Se. Hoheit der Herzog von Anhalt . . .	1	Stier
"	"	1880. Se. Kgl. Hoheit Prinz Friedrich Karl . . .	1	"
"	"	1882. Graf v. Pückler und Graf Ferdinand v. Frankenberg . . . . .	1	"
"	"	1883. Graf Josef v. Waldstein . . . . .	1	"
"	"	" Graf Bolko v. Hochberg . . . . .		1 Tier
"	"	1885. Se. Majestät Kaiser Wilhelm II. . . . .	1	"
"	"	1887. Graf zu Solms-Baruth . . . . .	1	"
"	"	" Graf Wilhelm v. Hohenau . . . . .		1 "
"	"	1888. Graf v. Sauerma . . . . .	1	"
"	"	1892. Se. Majestät Kaiser Wilhelm II. . . . .	1	"
"	"	1894. Se. Hoheit Herzog Joh. Albrecht von Mecklenburg . . . . .	1	"
"	"	1895. Se. fürstl. Gnaden Hans Heinrich Prinz von Pleß . . . . .	1	"
"	"	" Graf Conrad v. Hochberg . . . . .		1 "
"	"	1896. Förster Ammon . . . . .	1	"
"	"	1898. Erzherzog Franz Ferdinand von Osterreich-Este . . . . .	1	" 1 "
"	"	1899. Oberforstmeister Lasch . . . . .	1	"
"	"	1900. Graf v. Lehndorf Excellenz . . . . .	1	"
"	"	1901. Se. Majestät Kaiser Wilhelm II. . . . .	2	"
"	"	1902. Oberforstmeister Lasch . . . . .		1 "

Ein waidmännisches Ereignis allerersten Ranges war die erste im Fürstentum Pleß am 6. November 1869 im Beisein und zu Ehren König Wilhelms I., nachmaligen Deutschen Kaisers, der als Gast des Fürsten von Pleß vom 4.—7. November in Pleß weilte, abgehaltene Wisentjagd. Über den Verlauf derselben ist in den Akten des fürstlichen Archivs von einem ungenannten Zeitgenossen eine Schilderung enthalten, die nicht nur die Ereignisse augenscheinlich wahrheitsgetreu wiedergibt, sondern durch ihren frischen Ton auch die Stimmung, welche hier aus diesem Anlaß geherrscht hat, getreu wieder spiegelt. Sie möge daher in ganzem Wortlaut hier folgen:

„Seine Majestät der König hatten eine Einladung zu einer Jagd „auf Auerochsen vom Fürsten von Pleß gnädigst angenommen. So „sollte denn zum ersten Male seit Menschengedenken eins dieser „gewaltigen Tiere, von dessen beinah märchenhafter Existenz nur noch „ein sorglich gepflegter Überrest in den litauischen Wäldern Zeugnis „gibt, in Preußen, und zwar von königlicher Hand, erlegt werden. „Nach einer durch ungünstiges Wetter zwar beeinträchtigten, aber

„trotzdem in ihren Resultaten doch immer noch brillanten Fasanen-  
 „und Hasenjagd am vorhergehenden Tage fand die Abfahrt nach dem  
 „ca. 4 Meilen von Pleß bestimmten Rendezvous in den Oberforsten  
 „für die Herren der Jagdgesellschaft in zwei 4 spännigen Jagdwagen,  
 „morgens 8 Uhr, statt; Se. Majestät dagegen verließen, nur von dem  
 „Fürsten begleitet, das Schloß eine halbe Stunde später in einem  
 „leichten, ebenfalls von 4 Juckern bespannten Wagen und legten den  
 „Weg trotz des Aufenthaltes an mehreren unterwegs errichteten  
 „geschmackvollen Ehrenpforten in einer Stunde zurück. Von 60  
 „Hörnern der nach altem Waidmannsbrauche mit weißen Stäben  
 „versehene fürstlichen Jägerei begrüßt, verließen Se. Majestät den  
 „Wagen und schritten, vom Fürsten geführt, durch ein Spalier von  
 „bärtigen Hegern, die gleichfalls uniformiert und die Saufeder in der  
 „Hand auf beiden Seiten des Weges nach dem Stande des Königs  
 „aufgestellt waren. Die anderen Herren wurden durch den fürstlichen  
 „Forstmeister auf ihre Posten in dem nach allen Regeln der Kunst  
 „mit hohem Zeuge eingestellten Jagen geleitet, und kaum hatten die  
 „Hörner das Signal zum Antreiben gegeben, als Schuß auf Schuß  
 „vom Stande Sr. Majestät verkündete, daß der fürstliche Jagdherr seinen  
 „Döbel nicht umsonst studiert hat. Auch von den andern Ständen  
 „knallte es lustig, und gar manche Kugel aus sicherer, zuweilen auch aus  
 „unsicherer Büchse wurde versandt, bis nach Verlauf von 2 Stunden  
 „die Jagd abgeblasen war und die Hörner zum Frühstück riefen. An  
 „der stattlichen Strecke des Königsstandes vorbei zog die Jägerei paar-  
 „weise, lustige Fanfaren blasend, dem Pürschwagen Sr. Majestät vor-  
 „aus zum Frühstücksplatze. Hier bot eine mit Fichtengrün bekleidete  
 „und mit Hirschgeweihen geschmückte Jagdhalle, in deren Mitte der  
 „aus Rehgehörnen kunstreich gebildete Namenszug Sr. Majestät prangte,  
 „Schutz vor dem oberschlesischen Klima. Aber nicht für den Magen  
 „allein war gesorgt, auch das Ohr wurde durch lustige, von der Jägerei  
 „geblasene Weisen erfreut. Mittlerweile kam die Meldung, daß das  
 „Auerwild von den dazu beorderten Förstern und Treibern aufge-  
 „funden und umstellt sei, und die Jagdgesellschaft, Se. Majestät an der  
 „Spitze, bestieg in großer Spannung und Erwartung die Pürschwagen,  
 „um sich nach dem Schauplatze des letzten großen Aktes zu begeben.  
 „Hier waren auf einem ungefähr 200 Morgen großen, mit alten Erlen  
 „und Fichten bestandenen Terrain, welches durch einen breiten Kanal  
 „durchschnitten wird, 8 Stück Auerwild von Treibern umstellt. Der  
 „Stand des Königs war eine 6 Fuß hohe feste Kanzel, ungefähr in der  
 „Mitte des Treibens, wenige Schritte von dem Kanal, auf welcher mit

„Sr. Majestät der fürstliche Jagdherr und der Herr Oberjägermeister  
 „Graf Stolberg Platz fanden. Die übrigen Herren wurden, etwa 400  
 „Schritt entfernt, auf einer über diesen Kanal führenden Brücke aufge-  
 „stellt, von welcher aus sie ziemlich das Treiben übersehen konnten.  
 „Es wurde viel debattiert auf dieser Brücke, die Möglichkeit, bei einem  
 „etwaigen Angriffe der gereizten Stiere sich zu sichern, hin und her  
 „erwogen, gute und schlechte Wize gemacht, bis das Erscheinen eines  
 „flüchtigen Rudels Damwild bewies, daß es im Treiben sich zu regen  
 „beginne. Da brach, nur von 2 Jägern mit ihren Hunden getrieben,  
 „plötzlich das schwarze, zottige Wild in voller Flucht aus den Fichten  
 „hervor, fiel ohne Besinnen durch den Kanal, und lautes Geschrei und  
 „Hörnerblasen verkündete, daß es versuchte die Treiberlinie zu durchbrechen.  
 „Fünffmal noch erneuerte sich dies Schauspiel, das an Aufregung gewann,  
 „wenn plötzlich einer der Stiere mit hoherhobenem Schweife und gesenkten  
 „Hörnern sich gegen die tapferen Hunde wandte. Erst beim sechsten  
 „Male gelang es, den zum Abschluß bestimmten Stier, der an Stärke  
 „die anderen Tiere weit überragte, zum Schuß zu bringen und, rasch  
 „entschlossen, gab der hohe Herr, dessen Jagdpassion sich bis aufs  
 „äußerste gesteigert hatte, demselben 2 Kugeln, von denen eine jede  
 „tödtlich traf. Auf den zweiten Schuß brach der Stier zusammen,  
 „wurde aber wieder hoch und zog langsam über den Kanal, wo er  
 „in dem Eisenbestande stehen blieb. Durch einen von dem übrigen  
 „Wilde zurückkehrenden Schweißhund rege gemacht, bald aber wieder  
 „gestellt, erhielt er von dem rasch hinzugeeilten Jagdherrn den fang-  
 „schuß, und kaum hatten die Hörner den Tod des gewaltigen Wildes  
 „verkündet, als auch schon Se. Majestät im jugendlichen Jagdeifer  
 „auf einem schmalen Balken den Kanal und mehrere, das sumpfige  
 „Terrain durchschneidende Wassergräben überschreitend, herbeieilten, um  
 „sich an dieser seltenen Jagdbeute zu erfreuen. Atemlos langten nach  
 „und nach die Zuschauer von der Brücke an, und bald umwogte ein  
 „buntes Gedränge von hohen Herren, Jägern und neugierigen Treibern  
 „den gefürchteten Auer, den Wisent der Tübelungen. Ein Bauern-  
 „wagen, der unter der gewaltigen Last zu brechen drohte, beförderte  
 „den Stier zur Strecke, wo 1 Hirsch von 20 Enden, 1 Hirsch von  
 „16 Enden, 1 Hirsch von 10 Enden, 2 Hirsche von 8 Enden, 12 Stück  
 „Rot- und 5 Stück Damwild, 5 Haupt- und angehende Schweine,  
 „11 grobe und 9 geringe Sauen, sämtlich von Allerhöchster Hand  
 „erlegt, seiner harrten. 4 Hirsche, 18 Stück Rotwild, 16 Stück Dam-  
 „wild und 37 Sauen von den andern 10 Herren auf die Decke gebracht,  
 „waren im Anschluß daran auf dem Teppich von Fichtenreisern in



„Jagdhaus Promnitz werd' ich genannt,  
61 erbaut, 67 verbrannt,  
68 neu aufgebaut,  
Sancto Huberto anvertraut.“

(Aufschrift an der Vorderseite des Jagdschlusses.)



„sauberer Ordnung gestreckt. Die mit Brüchen geschmückte Jägerei  
 „ließ den für diese Gelegenheit besonders komponierten Auerochsen-  
 „Tod erschallen, und nachdem in gewohnter Weise noch jeder Wild-  
 „gattung ihr Recht durch eine schmetternde fanfare geworden, bestiegen  
 „Se. Majestät unter dem donnernden Hurra der Jägerei und der  
 „Treiber, gefolgt von der Jagdgesellschaft, den Wagen und hin ging  
 „es nach dem reizenden Jagdschlosse Promnitz, wo die Zurückkehrenden  
 „von den Damen der fürstlichen familie bewillkommnet wurden.

„Volle Anerkennung aber wurde von allen Seiten dem hohen  
 „Wirte gezollt, der die Mühe nicht gescheut hatte, die beiden Treiben  
 „persönlich zu leiten und dessen Meisterschaft im edlen Waidwerke es  
 „möglich machte, ein so seltenes Jagdresultat zu erzielen.“

Der Aufenthalt in Pleß und die glänzenden Jagden in den Pleßer  
 Forsten haben dem Monarchen in der That eine außergewöhnliche Freude  
 bereitet. Es erhellt dies aus dem eigenhändig geschriebenen und eigenhändig  
 adressierten huldvollen Schreiben, welches der König zu den kurz darauf  
 folgenden Weihnachten an seinen fürstlichen Gastgeber richtete und mit  
 welchem zugleich, als Geschenk des Monarchen für den Fürsten von Pleß,  
 eine Büste des Königs hier eintraf. Der König spricht von seinem „un-  
 vergeßlichen Besuche in Pleß“ sowie von den „ungewöhnlichen Jagdfreuden“,  
 die er „der Güte und Vorsorge“ des Fürsten verdanke. Mehr denn achzig  
 Jahre lang, denn seit dem 18. August 1789, an welchem Tage, wie oben  
 erwähnt, König Friedrich Wilhelm II. in der Begleitung des Kronprinzen  
 und nachmaligen Königs Friedrich Wilhelm III. als Gast des Herzogs  
 Friedrich Erdmann von Anhalt-Köthen-Pleß in Pleß weilte, war es den  
 Herren von Pleß nicht vergönnt, Preußens Könige auf ihrem Schlosse zu  
 Pleß zu bewirten. Mit besonderer Genugthuung mag es daher Sr. Durch-  
 laucht den gegenwärtig seinen 70. Geburtstag feiernden Fürsten von Pleß  
 erfüllen, daß ihm das Glück zuteil geworden ist, seit König Wilhelm I.  
 die Herrscher Preußens und erhabenen Träger der Deutschen Kaiserkrone  
 bis auf den gegenwärtigen Kronprinzen des Deutschen Reichs, sei es in  
 ihrer Jugend als Kronanwärter oder später in der Fülle ihrer Macht, als  
 Gäste auf seinem Schlosse zu sehen und den hohen Gästen in seinen muster-  
 haft gepflegten Jagdrevieren manch waidmännische Freude zu bereiten.

Meine bescheidene Schilderung des Jagdwesens in dem Fürstentum,  
 der alten Standesherrschaft Pleß, die in erster Reihe eine historische Skizze  
 seiner Entwicklung sein sollte, muß hier, wo sie sich der Gegenwart bereits  
 so sehr genähert hat, daß sie Gefahr läuft, über bekannte Dinge sich aus-  
 zulassen, abbrechen. Wiewohl die obigen Ausführungen ersehen lassen,  
 daß das Pleßer Waidwerk seinen höchsten Aufschwung in der letzten Zeit

genommen hat, so folgt doch auch aus denselben, daß Pleß schon in älteren und in uralten Zeiten in waidmännischen Kreisen gut angeschrieben war. Die Besitzer der Standesherrschaft Pleß hatten scheinbar alle nicht nur Liebe, sondern auch Talent zu dieser hochgerühmten und edlen Kunst, was ein gutes Zeugnis für sie ablegt; denn — um mit dem alten Döbel zu sprechen — „in Summa und überhaupt gehört zu einem vollkommenen und tüchtigen Waidmanne ein wohlverständiges und scharfsinniges Naturell und eine geschickte Leibes-Konstitution. Inmassen sich niemand einbilden oder vorstellen darf, wenn nur gesprochen wird: das ist ein Jäger, oder der will ein Jäger werden, daß hierzu nicht viel gehöre. Ich versichere, gehöret bei einer Kunst was dazu, so gehöret gewiß und in der That gar vieles darzu, das edle Waidwerk nicht nur zu erforschen, sondern auch sein Pouvoir in der That und Probe zu zeigen, daß es nicht allein zum Plaisir und Vergnügen, sondern auch zum Nutzen gereichen könne.“

### Inventarium

des beim Forst-Amt befundenen und dem Herrn Jägermeister von Jawadzky tradierten Jagdzeuges und übrigen Stücke.

1. An Jagd-Zeug in der neuen Netz-Scheuer: 20 Wagen zu Tüchern in gutem Stande, 19 Stück schmale Jagd-Tücher, 13 Stück dto. breite, 1 Stück Rolltuch, 15 Schock, 15 Stück beschlagene Forcheln, 70 Stück Haken zu denen Tüchern, 52 Stück Schlägel mit eisernen Reifen, worunter 3 Stück wandelbar, 10 Stück eiserne Pfähle, 2 Stück dto., 19 Stück fang-Eisen, 48 Klappern, 1 starkes neues Spiegel-Zeug, 1 älteres dto., noch ganz gut, 9 Stück dto., etwas schwächeren Calivre, jedoch in gutem Zustande, 4 Stück ältere Spiegelzeuge, jedoch alt und wandelbar, 1 Netz, Borowo genannt, 1 dto., Chodnikowo genannt, 1 dto., Sosninkowo genannt, 3 dto., Zorecki genannt, sämtliche Netze sind ganz, jedoch alt und morsch; 173 Stück Windleinen, 1 große Laterne, 1 Leiter, 1 Schmier-Tonne, 4 Elends-Klauen, 1 Vorlege-Schloß.

2. An Jagd-Zeug in der alten Netz-Scheuer: 1 starkes Netz, Zmieszkot genannt, 2 alte Netze schwächeren Calivres, wandelbar, 1 altes Haf-Netz, Kluczownica genannt, 1 altes Haf-Netz, Sosninkowo genannt, 1 altes Haf-Netz, Chodnikowo genannt, 52 Stück Tuchlappen, worunter verschiedene wandelbar, 2 Stück Netze, Zorecki genannt, so zu Zgoin gewesen, 35 Stück Haf-Netze von schwächstem Calivre, 17 Stück alte zerrissene und unbrauchbare Netze, 11 Stück Steck-Netze, 25 Stück Roll- oder Feder-Lappen, 1 Vorlege-Schloß.

3. An Jagd-Gerätschaft im Jäger-Hause: 12 Stück Halsbänder vor die Windhunde, 2 Stück dto., grüne, 1 grüner Heß-Riemen, 5 Stück Heß-Riemen, 3 Stück Herab-Peitschen, 10 Stück eiserne 3spännige Kuppeln mit Riemen, 1 Stück dto., ganz eiserne, 2 Stück dto., 2spännige mit Riemen, 2 Ketten zu den Heß-Hunden, 4 Stück Jagd-Hörner, 1 Leine, das Wild aufzuziehen, 1 Art, 1 Beil, 6 Zuber, 2 Gelten, 2 Kannen, 1 eiserner Kessel, 1 kleiner Kessel in Mezeritz, 2 Schöpf-Gelten, 1 eisernes Blech vor den Back-Ofen, 3 Vorlege-Schlösser, 1 dergleichen vorn Stall, 1 Wasser-Eimer mit eisernen Reifen, 2 große Leitern, 1 kleinere Leiter, 1 Karre, 1 Wasch-Wanne, 2 eiserne Töpfe, 1 Mörser nebst Stößel.

4. An Hunden: 22 alte Jagdhunde, 6 junge, 11 Windhunde, 4 Dachshunde, 4 Haß-Hunde.

5. An Pferden, Geschirr und Reitzzeug im Jagd-Stalle: 2 Pferde, 2 Sattel, 2 wandelbare Pferde-Decken, 2 Kometer mit Geschirr und Wiederhalt-Ketten, 1 Kanne, 1 Gelte, 2 Säume, 2 Halfter mit Ketten.

6. Im Herrschaftlichen Wohn-Gebäude: a) in der Oberstube: 1 vier-eckiger kleiner Tisch, 1 grüne Tuch-Decke, 12 dergleichen Stühle, 2 blaue dto., 3 paar grüne fenster-Vorhänge, 1 paar dto. Vorhänge vor die Stuben-Türe, 1 eichener Schreibtisch, 1 Bettstelle von Holz, 1 eiserner Nacht-Leuchter, 1 grüner Dreh-Stuhl; b) in der Unter-Stube: 1 runder großer Tisch, 1 grüne Tuch-Decke, 6 grüne Schemel, 2 Weide-Blätter, 2 Holz-Zeichen, 13 neue Wind-Leinen, 1 Gebund eiserne Ringe.

### An Dokumenten.

Nr. 1. ein Fascicul mit Correspondence zwischen der Hochgräfl. Regierung, Kammer und Herrn Jäger-Meister von Nafe: 2. Herrschaftl. Resolutiones wegen der Wildzäune, Schuß-Geldes und zu Pleßnischen Stadt-Bau geschenkten Holzes. 3. Königl. Kriegs- und Domainen-Kammer Resolutiones wegen der Wolfs-Jagden, Wild-Schäden und der Bau-Art von Fach-Werk, wie auch Holz-Verkaufs nach Polen. 4. Nachrichten wegen angelegten Einsprungs. 5. Nachrichten wegen des der Stadt Pleß zu ver-abfolgenden Holzes wie auch fichten-Rinde der Pleßer Schuster-Zunft. 6. Akta und Nachrichten das ius lignandi der Guhrauer Herrschaft in der Wohlauer Haide betreffende. 7. Ein Verzeichnis der neuen Rode-Länder und Wiesen ab anno 1723. 8. Ein dergl. Verzeichnis ab anno 1708 und 1739. 9. Zwei Jagd-Patente.

Vorstehende Inventarien-Stücke sind mir heute dato übergeben worden.

T i c h a u , 27. September 1759.

gez. J. G. W. v. Zawadzky.

## Liste der seit anno 1781 bis 1810 erlegten

Jahr	Wölfe				Fischotter		Füchse			Baum-Marder		
	in Eisen gefangen oder geschossen		auf der Jagd		alt	jung	Winter	Sommer	junge gegra-bene	Winter	Sommer	junge
	Winter	Sommer	Winter	Sommer								
anno 1781	.	.	2	.	.	3	6	2	162	3	6	20
" 1782	2	.	8	.	2	1	10	.	158	6	.	12
" 1783	1	.	.	.	1	.	21	5	198	3	6	6
" 1784/5	.	.	9	.	1	.	6	6	209	5	1	11
" 1785/6	.	1	2	.	.	.	25	3	18	9	6	6
" 1786/7	.	.	4	.	.	1	41	3	11	4	.	7
" 1787/8	1	1	5	.	.	.	96	8	4	10	3	3
" 1788/9	.	.	.	.	1	.	66	.	12	8	.	5
" 1789/90	.	.	.	.	.	.	70	6	10	1	2	7
" 1790/1	.	1	4	.	.	2	80	10	12	3	1	7
" 1791/2	.	.	7	.	.	.	50	9	22	1	4	1
" 1792/3	.	1	3	.	.	.	80	10	23	1	2	3
" 1793/4	.	.	2	.	.	.	53	20	20	3	2	5
" 1794/5	.	1	5	.	.	.	61	23	48	.	3	5
" 1795/6	1	.	.	.	.	3	80	43	37	2	3	7
" 1796/7	1	.	12	.	.	.	39	15	25	1	5	1
" 1797/8	.	.	3	.	.	.	56	11	232	1	.	17
" 1798/9	.	1	.	.	.	.	35	11	259	3	3	2
" 1799/1800	.	.	2	.	.	.	7	6	352	.	.	2
" 1800/1	.	.	2	.	.	.	15	.	364	.	2	10
" 1801/2	1	1	1	.	1	.	8	5	343	1	.	5
" 1802/3	.	.	2	.	.	.	4	11	328	.	3	4
" 1803/4	.	.	.	.	.	1	3	3	229	3	3	2
" 1804/5	.	.	6	.	.	1	10	4	264	17	2	1
" 1805/6	.	.	.	.	.	.	7	4	242	3	3	3
" 1806/7	.	.	.	.	.	.	2	2	258	1	2	.
" 1807/8	.	.	3	.	.	3	22	3	298	6	5	3
" 1808/9	.	.	2	.	.	.	6	1	210	12	3	10
" 1809/10	.	1	.	.	.	.	6	3	217	1	1	12
Summa	7	8	84	.	6	15	965	227	4565	108	71	177
	99				21		5757			356		



Jahr	B. Feder-Wild													
	Reiter und Störche	Auerwild	Fasan	Hirrwild	Waldschneipe	Bekassine	Rebhuhn	Gans	Ente	Gaube	Wachtel	Brachvogel	Dohnerpogel, Amsel zc.	Diverse Stimpf- zc. Vögel
				s	t	ii	ff							
1880/1881 Dom 1. April 1880 bis ult. März 1881	.	.	3004	27	120	34	2168	1	585	.	12	.	.	.
1881/1882	.	.	2623	37	107	24	3551	3	756	10	18	2	.	.
1882/1883	.	1 Radfel- bahn	2874	58	124	126	5945	2	901	.	37	.	.	80
1883/1884	.	.	265	50	140	382	904	.	1074	.	1	2	107	.
1884/1885	.	.	1893	23	100	111	2807	2	1252	.	13	1	.	.
1885/1886	.	.	2478	23	222	145	5142	3	1255	2	140	.	.	.
1886/1887	.	.	3739	28	181	125	2301	2	704	.	28	.	.	.
1887/1888	.	.	2813	36	232	27	1533	1	636	.	63	.	.	.
1888/1889	.	.	2773	35	221	280	2589	.	1060	.	110	3	.	.
1889/1890	.	.	3081	39	100	21	5229	.	903	.	24	.	.	.
1890/1891	.	.	3337	92	338	17	3843	5	1346	.	33	5	.	.
1891/1892	.	.	1772	53	363	244	1232	1	1107	.	7	1	.	26
1892/1893	.	.	2017	71	170	72	2354	7	1387	.	49	.	.	112
1893/1894	.	.	2977	93	117	10	3732	.	1065	.	64	.	.	147
1894/1895	.	.	1628	64	44	19	1307	4	1276	1	2	.	.	161
1895/1896	.	.	5210	64	159	28	3181	2	1150	.	17	.	.	.
1896/1897	.	.	1953	98	147	50	2532	1	1435	.	14	4	.	370
1897/1898	1	.	3541	109	81	49	3403	.	1452	.	30	.	.	520
1898/1899	31	.	2982	105	60	2	2938	1	1599	.	15	.	.	484
1899/1900	167	.	2073	147	30	80	2334	2	1725	1	4	.	.	770
1900/1901	187	.	2047	93	65	116	2747	2	1695	18	.	1	.	665
1901/1902	27 X. 348 St.	.	4893	137	46	20	3574	.	1502	12	8	.	.	713
1902/1903	36 X. 134 St.	.	3243	133	59	52	1108	.	1691	10	4	.	.	501

Jahr	C. Raub - Wild												
	Fuchs	Marder	Fischotter	Dachs	Iltis	Wiesel	Eichhörnchen	Raub-Vögel					
								Alder	Uhu	Falke	Diverse größere Raubvögel	Diverse kleine Raubvögel	Krähen und Elstern
s t ü ß													
1880/1881 Dom 1. April 1880 bis ult. März 1881	36	20	3	.	72	168	.	17	.	52	397	2983	.
1881/1882	34	32	4	.	48	336	.	23	1	60	697	4292	.
1882/1883	50	24	5	.	84	702	.	15	.	39	1072	4950	.
1883/1884	26	16	6	.	46	486	.	41	.	39	539	3940	.
1884/1885	23	26	5	.	69	178	.	16	.	36	377	2734	.
1885/1886	17	25	3	3	53	216	.	25	1	38	709	4752	.
1886/1887	35	65	7	2	94	515	.	17	2	42	1174	1963	1810
1887/1888	22	41	11	8	168	432	1326	13	2	51	990	3411	1146
1888/1889	16	41	8	7	123	220	1694	14	.	38	684	3247	1317
1889/1890	10	22	9	7	127	212	923	19	1	57	649	3259	1803
1890/1891	16	22	8	6	182	431	473	17	1	47	1022	2662	629
1891/1892	32	31	14	4	179	619	2177	18	.	44	915	1844	1602
1892/1893	14	29	16	3	230	389	1470	29	.	48	527	1882	2250
1893/1894	16	34	3	3	291	335	1428	18	.	56	637	1685	2324
1894/1895	14	36	13	3	183	519	1028	24	.	66	1128	2120	2666
1895/1896	10	43	6	5	238	894	866	12	.	66	723	2140	1762
1896/1897	9	57	2	1	268	386	819	12	.	32	445	1588	1709
1897/1898	4	32	3	.	284	268	1430	9	.	53	476	1886	1386
1898/1899	2	22	5	.	457	550	1757	18	1	46	746	1658	1727
1899/1900	14	49	3	2	655	1632	695	21	.	29	968	1061	2826
1900/1901	16	36	.	.	586	1126	820	8	.	3	137	208	1860
1901/1902	28	68	2	.	395	465	1551	11	.	16	49	1221	1896
1902/1903	17	20	1	.	393	684	1266	13	1	22	107	1285	1939

Jahr	Hunde und Katzen	Verfchie- denes	S u m m a		
			Nutzwild	Raubzeug	Überhaupt
S t i t t					
1880/81	468	.	8 726	4 216	12 943
Dom 1. April 1880 bis ult. März 1881					
1881/1882	264	.	12 177	5 791	17 968
1882/1883	234	.	16 268	6 975	23 243
1883/1884	275	.	5 768	5 414	11 182
1884/1885	215	.	11 124	3 679	14 803
1885/1886	363	199	14 756	6 404	21 160
1886/1887	290	.	9 153	6 016	15 169
1887/1888	450	.	9 446	8 071	17 517
1888/1889	595	.	12 922	8 004	20 926
1889/1890	575	.	14 809	7 673	22 482
1890/1891	650	.	14 978	6 166	21 144
1891/1892	726	.	5 586	8 205	13 791
1892/1893	817	.	10 369	7 704	18 073
1893/1894	798	295	15 912	7 916	23 828
1894/1895	939	236	13 167	8 975	22 142
1895/1896	926	379	11 084	8 070	19 154
1896/1897	958	178	12 506	6 464	18 970
1897/1898	906	104	15 768	6 834	22 602
1898/1899	817	126	18 721	8 447	27 168
1899/1900	420 H. 813 K.	.	14 723	10 135	24 858
1900/1901	399 H. 651 K.	77	9 952	6 579	16 531
1901/1902	449 H. 666 K.	212	19 537	8 117	27 654
1902/1903	737 H. 505 K.	508	15 183	8 169	23 352

## Zur Chronik von Lipine.<sup>1)</sup>

Nach handschriftlichen Quellen bearbeitet.

Von

J. Rieger in Lipine.

### I. Grundlegende Übersicht.

Unter dem Namen Lipine versteht man

1. die alte Kolonie Lipine,
2. Davidshütte,
3. die Silesiahütten I—IV und das Walzwerk,
4. alle neueren Wohnhäuser um die ad 1—3 genannten Ortsteile,
5. die Kolonie Eisenbahn,
6. die Kolonie Neu-Kopanina, welche beide ehemals teils zum Gutsbezirk, teils zum Gemeindebezirk Chropaczow gehörten,
7. die Kolonie Piasniki, ehemals teils zum Gutsbezirk, teils zur politischen Gemeinde Chropaczow und Charlottenhof gehörig.

Die Überlieferung erzählt über die Entstehung des Ortsnamens folgendes:

An der Stelle, wo jetzt die Bade- und Waschanstalt (d. i. die frühere Hüttenknappschafts-Schule) sich befindet, stand ein Wirtschaftsvorwerk zum Rittergut Chropaczow gehörig, das an den Rand eines bedeutenden Waldes an die äußersten feldmarkgrenzen gestellt war. Dieses Vorwerk bestand aus einem Wohnhause, zwei Scheuern und einem Stalle und wurde von einem Vogte bewohnt, der „Lipina“ hieß.

Derselbe war viele Jahre der einzige Bewohner des einsam gelegenen Vorwerks, und nach ihm bildete sich der Name desselben im Volksmunde aus. Der Name der Ortschaft wird urkundlich das erste Mal im Jahre 1802 genannt.

In dem genannten Jahre verkaufte am 24. November 1802 Karl von Woyrsch an den Prinzen Georg Karl, Landgrafen von Hessen, das Rittergut Chropaczow mit dem Vorwerke „Lipine“.

<sup>1)</sup> Das Jahr 1903 ist für Lipine, dem bedeutendsten Zinkhüttenorte Deutschlands mit 17 000 Einwohnern, in zweifacher Hinsicht merkwürdig, einmal begeht die „Schlesische Aktien-Gesellschaft für Bergbau und Zinkhüttenbetrieb“, welche in Lipine ihren Sitz hat und nächst den Giesche'schen Erben die angesehenste und mächtigste Gewerkschaft Oberschlesiens ist, am 28. September cr. ihr 50jähriges Jubiläum und zum andern sind am 16. Dezember cr. 25 Jahre vergangen, daß durch Allerhöchsten Erlaß die Bildung der Gemeinde „Lipine“ genehmigt wurde.

fest steht es, daß bis zum Jahre 1819 außer dem Vorwerkshofe keine anderen Wohngebäude existierten. In diesem Jahre nämlich wurde von den Georg von Giesche'schen Erben westlich des Dorfes Chropaczow auf Kohlen gemutet, die Mutung wurde am 17. November 1823 eingelegt. Daraus ist die „König Saul-Grube“ hervorgegangen, welche am 16. Februar 1825 beliehen wurde.

Die König Saul-Grube ist mithin das erste gewerbliche Etablissement in Lipine. Heute liegt sie längst in Fristen, nur ein kleiner Schlackenhaufen bezeichnet westlich der Kronprinzenstraße in der Nähe der Volksschule II ihre Lage. Der Grubenbetrieb selbst war äußerst primitiv; sie besaß keine Maschinen, sondern die Kohle wurde durch Menschenhände vermitteltst Kübeln zu Tage gebracht. Bald hatte man mit Wasser zu kämpfen, und da man sich ein Dampfsgöpel zur Förderung und Wasserhaltung wie die nahen im Schwarzwalde gelegenen Kohlengruben, Fausta und Belowsagen, nicht leisten konnte, stellte man die Förderung im Jahre 1831 gänzlich ein. Einige Jahre später begann man wieder damit, selbst im Jahre 1840 förderte man nicht mehr als 300 Tonnen. In den 50—60iger Jahren erlangte sie indes ziemliche Bedeutung.

Diese Grube machte die Heranziehung von Bergleuten notwendig, und mit Hilfe der Gewerkschaft entstanden um das Vorwerk Lipine etwa im Jahre 1820—22 sieben Wohnhäuser, zu denen die damalige Guts herrschaft von Chropaczow (Maximilian Joseph von Bayern 1806—1827) die Bauplätze und zu jedem 5—6 Morgen Ackerland in Erbpacht gab.

Als im Jahre 1823 die Zinkpreise außerordentlich stiegen, kam der Bergbau in und um Scharley mehr als je zuvor in Aufnahme. Zu den bei Scharley bestehenden alten Zinkhütten „Konfordia“ und „Sigismund“ kamen bald eine ganze Reihe neuer Zinkhütten hinzu. Damals brauchte man aber zur Herstellung des Zinkes 4 bis 5 mal mehr Kohle als heute. Deshalb wurde der Kohlenbezug für Scharley sehr erschwert. Daher ließ man die Zinkhütten in Scharley zum Teil eingehen und legte neue Zinkhütten bei den in der Nähe der Kronprinzenstraße gelegenen Kohlengruben an.

Der erwähnte Umstand veranlaßte die Gewerkschaft der von Giesche'schen Erben zum Bau einer Zinkhütte, welche unweit der König Saul-Grube auf Chropaczower Grund 1823—24 unter der Benennung „Davidshütte“ in Betrieb gesetzt wurde.

Die Davidshütte an der heutigen Beuthener Straßen- und der verlängerten Schulstraßenecke gelegen, ist für die Entwicklung von Lipine grundlegend gewesen. Heute ist nichts mehr von ihr zu sehen. Das Verfahren der Zinkgewinnung war einfach und geschah mittelst der gewöhnlichen

Destillier-Doppelsöfen.<sup>1)</sup> 1840 beschäftigte sie 49 Arbeiter, welche 135 Seelen vorwiesen; man erzeugte 11 000 Zentner Rohzink, den Zentner für 18 Mk. 1860 hatte sie 15 Doppelsöfen, 4 Familienhäuser mit 39 Wohnungen für Beamte und Arbeiter. In den letzten Jahren ihres Bestehens war Schichtmeister L o b e r alleiniger Betriebsbeamter der Hütte.

Mit Kohlen wurde die Davidshütte von der König Saul-Grube versehen. Der Weg, welcher von der Hütte nach der Grube führte, ist die heutige Schulstraße, und auf dem ehemaligen Schlackenhalddenplatz der Davidshütte stehen heute die beiden imposanten Volksschulgebäude Nr. 1 und 3. Als die König Saul-Grube mit Wasser zu kämpfen hatte, bezog die Davidshütte die Kohle sogar aus Königshütte und Eintrachthütte.

Die König Saul-Grube und die Davidshütte machten es, daß schon im Jahre 1824—26 weitere 15 Erbzinshäuslerstellen, in gerader Linie am Wege von der Davidshütte westlich gegen das Vorwerk zu, entstanden. In diese Jahre fällt auch der Bau der für die gesamte Entwicklung der ober-schlesischen Industrie so wichtigen Kronprinzenstraße von Gleiwitz nach Königshütte unter der Aufsicht des Ober-Bau-Inspektors Lehmann auf der Königshütte. Für Lipine wurde die Straße geradezu zur Lebensader. Der Wirtschaftshof Lipine ging nunmehr ein und die Kolonie Lipine mochte 110 Seelen enthalten. In unmittelbarer Nähe der Kolonie, südlich derselben, wurden am 2. Dezember 1826 die „Quintoforo“, am 30. Januar 1827 die „Mathilde“ und am 8. April 1835 die „Franz“-Kohlengrube betrieben.

Die Wichtigkeit genannter Gruben, welche reiche Ausbeute lieferten, machten es ferner, daß südlich der Kronprinzenstraße vom Grafen Henckel 1847 eine Zinkhütte unter dem Namen „Konstantia“ mit 20 Öfen erbaut wurde. Das Rittergut Chropaczow war nämlich durch Vertrag vom 2. Februar 1826 auf Lazarus Henckel von Donnersmark übergegangen, und dieser war Eigentümer der „Mathilde“, „Quintoforo“ und zur Hälfte der „König Saul“ und der „Franz-Grube“. Neben der „Konstantiahütte“ erbaute Graf Lazarus Henckel eine zweite mit 20 Öfen und nannte sie „Gaborhütte“. Mit den Hütten zugleich wurden für die Arbeiter einige Wohnungen erbaut, und es datiert die Wichtigkeit des Ortes in der Zinkproduktion aus dieser Zeit. In den Jahren 1847—54 kann die Seelenzahl nach Maßgabe der vorhandenen Wohnungen wohl auf 500 angeschlagen werden; 1855 indes betrug sie schon 1151.

<sup>1)</sup> Die beste gemeinschaftliche Darstellung der Rohzinkgewinnung, Abrösten der Blende, Darstellung der Schwefelsäure, Destillation in Muffelsöfen, Gestaltung der Öfen, Herstellung der Muffeln u. s. w. findet der Leser in Kosmann, Oberschlesien, sein Land und seine Industrie S. 195, ff. Es wäre mit Freuden zu begrüßen, wenn ein Fachmann dieses Werk zeitgemäß bearbeiten und so wieder in den Buchhandel bringen würde.

Die größte Zahl der Arbeiter stellten sich aus den nahen Dörfern der Umgegend. Der Zuzug wurde nun von Jahr zu Jahr bedeutender und erreichte 1857 den Höhepunkt. In diesem Jahre erwarb die „Schlesische Aktiengesellschaft für Bergbau und Zinkhüttenbetrieb“ die Lipiner Zinkhütten und Kohlengruben von dem Grafen Henckel durch Kauf und nahm auch in Lipine ihren Verwaltungssitz. 1857 baute die Gesellschaft 4, ferner 1860 und 1861 noch 3 Zinkhütten mit je 20 Öfen und ein Zinkwalzwerk und nannte sowohl diese wie die erkauften „Gabor-Konstantiahütten“, „Silesiahütten“. Die Gesellschaft erwarb endlich durch Tausch auch die „Davidshütte“ und ist bis heute Alleinbesitzerin der Lipiner Riesenwerke geblieben.

Gleichzeitig mit der Erweiterung des Hüttenetablissemments hat die gedachte Gesellschaft 1857 die Kolonie Dzasniki und Silesia mit 17 und 11 massiven Wohnhäusern angelegt, wovon 25 für Arbeiterfamilien bestimmt wurden. Später folgten weitere Bauten an Arbeiter- und Beamtenhäusern und 1863 wurde die Kolonie „Eisenbahn“ und „Neu-Kopanina“ mit 12 und 10 Arbeiterwohnhäusern gegründet. Die Bevölkerung stieg rasch und 1864 wies Lipine bereits 4262 Seelen, 906 Haushaltungen, 129 Wohnhäuser, 56 Ställe, Scheunen und Schuppen und 25 gewerbliche Gebäude auf.

Die Ortschaft erhielt am 1. Juni 1860 eigene Polizeiverwaltung, 1861 eine Knappschaftsschule mit 5 Lehrkräften, am 3. Juli 1871 eine besondere katholische Kirche und am 16. Dezember 1878 eigene Gemeindeverwaltung.

## II. Begründung einer besonderen Polizeiverwaltung in Lipine.

Am 30. 12. 1858 bittet der Ortsschulze Wanjura aus Chropaczow das Königliche Landratsamt in Beuthen um Anstellung des Häuslers und Schmiedemeisters Dominik Pannek als zweiten Gerichtsmann in Lipine.

Am 11. 1. 1859 sendet der Königl. Landrat von T i s c h o w i t z urschriftlich diese Eingabe an die Polizeiverwaltung in Schwientochlowitz (weil Chropaczow zur Polizeiverwaltung Schwientochlowitz gehörte) zur Äußerung über die Qualifikation des in Vorschlag gebrachten Pannek.

Am 6. 3. 1859. In der erfolgten Rückäußerung verwahrt sich der Dominal-Polizeiverwalter Odelga aus Schwientochlowitz energisch gegen die Präsentation des p. Pannek durch den Schulzen; dieses Recht stehe allein der Gutsherrschaft von Schwientochlowitz zu. Der Schulze habe höchstens Wünsche und Vorschläge in dieser Beziehung zur Kenntnis der Gutsherrschaft zu bringen. Ein dritter Gerichtsmann (obwohl Wanjura erst den zweiten beantragte) ist für Lipine unnötig.

Am 11. 3. 1859 führt der Landrat in seiner Erwiderung aus, daß sich der Schulze Wanjura keiner Anmaßung schuldig gemacht hätte, sondern von ihm selbst (dem Landrat) hierzu veranlaßt worden wäre. Er selbst sei dafür, daß in Lipine noch ein Polizeimann angestellt werden müßte.

Schon am 9. Juli 1859, einem Sonnabende, erfolgte ein großer Arbeiteraufstand, der die ganze Umgegend in Angst und Schrecken versetzte. Militär mußte einschreiten. Nunmehr wird die Ernennung eines neuen Gerichtsmannes ganz fallen gelassen und dafür die Anstellung eines besonderen Polizeiverwalters und eines Polizeisergeanten ins Auge gefaßt.

Am 13. 7. 1859 macht der Landrat der Generaldirektion der Silesiahütten und den Repräsentanten der Georg von Giesche'schen Erben den Vorschlag, im Interesse der Gewerkschaften einen Polizeiverwalter mit 400 Reichstalern und einen Polizeisergeanten mit 150 Reichstalern anzustellen und ihnen freie Wohnung und Bekleidung zu gewähren, damit Arbeiterunruhen an Lohntagen, wie solche am 9. Juli vorgekommen sind, vermieden werden. In der Begründung werden die Silesia- und (Wilhelmine-)Zinkhütten bedeutende und umfangreiche Etablissements genannt, die ohne eine besondere Polizeiaufsicht nicht bestehen könnten. Außerdem wird ausgeführt, daß der in der Nähe der Hütten schwungvoll betriebene Ausschank geistiger Getränke durch eine genügend ausgebildete, besonnene und energische Lokalpolizei strenger in Aufsicht genommen werden müßte, um die ökonomischen Interessen der Gewerkschaften wie das der Verwaltung zu schützen und zu fördern, die Arbeiter mäßig und wirtschaftlich zu machen und zu verhindern, daß Hunderte von Arbeitern sich durch übermäßigen Branntweingenuß in eine Stimmung versetzen, die wie das rohe Element jeder Fessel sich entzieht. Nach Sicherstellung der Dotierung der beiden Beamten will er (der Landrat) beim Gutsherrn erwirken, daß derselbe ungesäumt einen Polizeiverwalter anstelle, den neuen Bezirk abgrenze und die Befugnisse der Beamten regele.

Am 15. 7. 1859. Hüttenmeister Lober-Davidshütte teilt der Schlesiischen Aktiengesellschaft mit, daß der Schürer Martin Sosna geäußert hätte: „In 5 Wochen wird es noch schlimmer hergehen. Wenn wieder Militär erscheint, werden wir mit ihm schon fertig werden.“ Dieses Schreiben gelangt an den Landrat, welcher

am 16. 7. 1859 verfügt: Der Polizeikommissarius von Meyer-Neudeck habe sich nach den Silesiahütten zu begeben, die Arbeiter in sorgsame Aufsicht zu nehmen und den Landrat in steter Kenntnis der Stimmung

zu erhalten, von Meyer habe sich selbst zu überzeugen, ob eine beständige Polizeiwache auf Silesia notwendig sei; von Meyer begibt sich nach Lipine.

- Am 19. 7. 1859 berichtet er dem Landrat, daß die Stimmung der Arbeiter auf den Hütten eine beruhigende wäre, daß der Zinkmeister Sandkühler, der sich gegen die Arbeiter der bekannten Markenmanipulation bediente (durch letztere wurden die Arbeiter — allerdings mit ihrer Einwilligung — in ihrem Einkommen bedeutend verkürzt), entlassen worden wäre und auch der Aufwiegler Sosna sofort entlassen worden sei. Für die nächste Lohnung könne jedoch eine polizeiliche Überwachung nicht schaden.
- Am 20. 7. 1859 spricht Generaldirektor Schmieder namens der Schlesiſchen Aktiengesellschaft dem Landrat den tiefgefühltesten Dank aus für die schnelle und wirksame Hilfe bei den Arbeiterunruhen und stimmt dem Vorschlage bei, eine Lokalpolizei für Lipine einzurichten, auch will er die Kosten hierfür übernehmen. Die Georg von Giesche'schen Erben sind gegen Einrichtung einer besonderen Polizeiverwaltung in Lipine (Schreiben vom 29. 11. 1859).
- Am 23. 7. 1859 fragt der Landrat bei dem Generalbevollmächtigten Regierungsrat Frey-Neudeck an, ob die Gutsherrschaft geneigt wäre, die Anstellung eines Polizeiverwalters und eines Polizeisergeanten für Lipine zu genehmigen, die beide von der Schlesiſchen Aktiengesellschaft honoriert würden. Eine mündliche Aussprache wäre ihm (dem Landrat) am 25. 7. für diesen Zweck erwünscht. Die Zusammenkunft findet, weil der Landrat 5 Tage verreisen muß, indes in den ersten Tagen des August statt. Die Verhandlungen werden dabei nur mündlich gepflogen: Gegen Bezug der Emolumente ist die Gutsherrschaft zur Anstellung der beiden Polizeibeamten bereit.
- Am 2. 8. 1859 verfügt der Landrat, daß 5 berittene Gensdarmen und Polizeikommissar von Meyer in der Nähe der Silesia- (und Wilhelmine-) Hütten zu patrouillieren hätten.
- Am 8. 8. 1859 teilt Generaldirektor Frey der Schlesiſchen Aktiengesellschaft die Bedingungen mit: die Gutsherrschaft Schwientochlowitz ist bereit, gegen Gewährung von jährlich 550 Reichstalern einen besonderen Polizeiverwalter nebst Polizisten in Lipine zu stationieren. Die Aktiengesellschaft möge sich protokollarisch verpflichten oder eine schriftlich verbindliche Erklärung zu den Akten des Landrats gelangen lassen, die Summe von 550 Reichstalern in Quartalsraten der Rentkasse in Schwientochlowitz zu zahlen, den anzustellenden Beamten Kleidung und Wohnung in der Nähe der Silesiahütten zu gewähren und ein geeignetes Arrestlokal einzurichten. Die Anstellung und Wahl

der Beamten selbst müsse verfassungsgemäß jedoch der Gutsherrschaft verbleiben. Die Berechtigung zur Forderung der Unterhaltung habe der Landrat aus Artikel VI der Statuten vom 28. September 1853 hergeleitet.

In einer mündlichen Verhandlung erklärt Generaldirektor Schmieder, daß er eine selbständige, von der Gutsherrschaft vollkommen unabhängige Polizeiverwaltung in Lipine einzurichten gedenke. Er hält sich nicht für befugt, in der Weise Beiträge für die Polizeiverwaltung zu leisten, wie sie Landrat und Gutsherrschaft fordern.

Am 7. 9. 1859 bittet der Landrat die Königl. Regierung, ihn zur zwangsweisen Durchführung einer Polizeiverwaltung in Lipine zu autorisieren. Nach Maßgabe des Gesetzes vom 14. 4. 1856 über die ländliche Obrigkeit sei die Gutsherrschaft von Schwientochlowitz für Lipine die Inhaberin der Polizeigewalt, weil die Silesiahütten im Polizeibezirk Schwientochlowitz liegen.

Am 22. 9. 1859 schlägt Dominal-Polizeiverwalter Odelga aus Schwientochlowitz einen gewissen Hauptmann v. Greiffenstein als ersten Polizeibeamten für Lipine vor, weil derselbe befähigt sei, das in Rede stehende Amt mit der erforderlichen Autorität und dem nötigen Eindruck handhaben zu können.

Am 6. 10. 1859 begründet der Landrat nochmals der Königlichen Regierung gegenüber die Notwendigkeit der Anstellung von Polizeibeamten an größeren Gewerkschaften. Er nimmt Bezug auf die Konferenzverhandlungen des Ministers und des Regierungspräsidenten vom 13. 7. in Königshütte (mit einer Folge des oben erwähnten Lipiner Aufstandes) und hebt hervor, daß die Hauptbedeutung der Lokalpolizei in der Disziplinierung der Arbeiter liege. Eine umsichtige Lokalpolizei könne die Arbeiter dauernd beaufsichtigen und schon für die kleinsten Übertretungen angemessene Rüge finden und die Neigung zu größeren Exzessen unterdrücken. Die Aufsicht müsse sich auch auf die in der Nähe der Hüttenetablissemments genehmigten und nicht genehmigten (!) Schanklokale erstrecken. Das Gute einer solchen Einrichtung werde sich nicht augenblicklich, sondern erst nach längerer Zeitdauer bemerklich machen. Die Königliche Regierung möge also zur Vermeidung von tumultarischen Exzessen die Georg von Giesche'schen Erben und die Schlesische Aktiengesellschaft bald veranlassen, eine Lokalpolizei einzurichten und die nötigen Mittel hierfür zu gewähren.

Die Regierung hält sich zu derartigen Maßnahmen nicht für kompetent und wendet sich dieserhalb an den Minister.

Am 25. 11. 1859 entscheidet der Minister, Graf von Schwerin, daß auf einer einzuzufendenden Ortskarte der beiden Gutsbezirke Schwientochlowitz

und Chropaczow der neue Polizeibezirk Lipine zu kennzeichnen sei. für die entstehenden Kosten der neuen Polizeiverwaltung sei eine Beitragsnorm nach Maßgabe der beschäftigten Arbeiter als auch der übrigen Bewohner aufzustellen. Da die Georg von Giesche'schen Erben sich dem Gesetze vom 9. November 1843 entsprechend Korporationsrechte erworben hätten, können sie so wie die Schlesiſche Aktiengesellschaft zur Bestreitung der Unkosten herangezogen werden.

Nach dem Eintreffen dieses neuen Entscheides sucht man die Angelegenheit auch von Neudeck aus intensiver zu fördern.

Am 1. 2. 1860. In einem besonderen Protokoll, das in Gegenwart des Landrates von Tischowitz und des Direktors Frey aufgestellt wird, verzichtet die Gutsherrschaft Schwientochlowitz ausdrücklich auf eine amtliche Heranziehung der Schlesiſchen Aktiengesellschaft zu den Kosten der zu errichtenden Polizeiverwaltung in Lipine und erklärt sich bereit, auf eigene Kosten eine Polizeiverwaltung in Lipine einzurichten, und zwar zum 1. April 1860. Gegen die geographische Abzweigung des neuen Bezirks hat der Landrat auf der vorgelegten Ortskarte nichts einzuwenden.

Diese Beschlüsse sollen vom Generaldirektor Schmieder unterzeichnet werden und zu den Akten des Landratamtes kommen.

Unterdessen ist die Angelegenheit zur Kenntnis des Grafen Henckel selbst gelangt. Sogleich schließt er persönlich über die Bestreitung der Kosten mit der Schlesiſchen Aktiengesellschaft eine Separatvereinbarung und wünscht, daß diese Vereinbarung zum Vertrage erhoben werde. Vom Landrat zur Sache aufgefordert, erklärt nunmehr der Direktor Schmieder wörtlich: „Ich würde gar nicht Anstand nehmen, der vom Regierungsrat Frey zur Verhandlung vom 1. 2. d. J. ausgesprochenen Erklärung meine Zustimmung zu geben und diese zu den Akten formell auszusprechen, wenn Graf Guido Henckel seinerseits nicht anstünde, einen Vertrag zu vollziehen, dessen Inhalt dasselbe betrifft und den der Graf und der Verwaltungsrat der Schlesiſchen Aktien-Gesellschaft formuliert hat und dahin geht, daß Graf Henckel sich mit der Einzahlung eines verhältnismäßigen Kostenbeitrages seitens der Gesellschaft auf Zeit begnügt, so daß die Gesellschaft nicht gebunden bleibe, auch wenn sie es nützlich findet, ihre Werke in Lipine weiter zu belassen, zu den Kosten beitragen zu müssen. Leider weigere sich der Graf einen solchen Vertrag, den er selbst formuliert habe, seinerseits nunmehr zu vollziehen und allein aus diesem Grunde müsse die Schlesiſche Aktiengesellschaft Abstand nehmen, dem Landrat gegenüber irgend welche Verpflichtung zur

Tragung der Kosten einer Polizeiverwaltung für Lipine anzuerkennen.“  
(Protokoll vom 7. 3. 1860.)

- Am 13. 4. 1860 zeigt der Direktor Frey dem Landrat an, daß zwischen dem Grafen Guido Henckel v. Donnersmarck und dem Direktor Schmieder endlich ein Vertrag betr. die Polizeiverwaltung in Lipine in dem Sinne zu stande gekommen und abgeschlossen sei, daß die Schlesiſche Aktiengesellschaft eine einmalige Summe auf alle Zeiten gezahlt habe. Daraufhin verfügt der Landrat offiziell: „der Graf Henckel ernennet den Polizeiverwalter, die Schlesiſche Aktiengesellschaft bezahlt ihn“. (Verf. vom 14. 4. 1860.)
- Am 14. 5. 1860 zeigt die Gutsherrschaft Chropaczow dem Landrat mit, daß an diesem Tage der Dominial-Polizeiverwalter K a u d e r aus Neudeck hier eingetroffen sei und seinen Wohnsitz in Lipine genommen habe. Da zwischen den Besitzungen der Schlesiſchen Aktiengesellschaft einige Rustikalstellen liegen, welche zweckmäßiger dem neuen Polizeibezirke zugeschlagen werden müssen, haben wir (die Chropaczower Polizei) dem p. Kauder und dem p. Chambeson in Schwientochlowitz aufgegeben, ein Verzeichnis aller zu dem projektierten Bezirke gehörigen Grundstücke anzufertigen und binnen 8 Tagen zur Genehmigung dem Landrate einzureichen. Der Polizeibezirk Lipine zählt 1693 Seelen. Zum Schluß wird um Bestätigung des neuen Polizeiverwalters Kauder in Lipine ersucht.
- Am 21. 5. 1860 reicht der Landrat das Bestätigungsgesuch der Königlichen Regierung ein. Darnach umfaßt der Polizeibezirk: „Chropaczow, einschließlich Lipine und den der Schlesiſchen Aktiengesellschaft gehörenden zunächst Lipine gelegenen Anteil von Schwientochlowitz im Umfange von 100 Morgen. Graf Henckel übernimmt die formelle Verantwortung für alle etwa zu stellenden Anforderungen.“
- Am 29. 5. 1860. Die Bestätigungsurkunde hat folgenden Wortlaut: „Auf den Antrag vom 21. d. Mts. genehmigen wir, daß der früher für Neudeck angestellt gewesene Polizeiverwalter in gleicher Eigenschaft für Chropaczow einschließlich Lipine und den der Schlesiſchen Aktiengesellschaft gehörenden, zunächst Lipine gelegenen Anteil von Schwientochlowitz im Umfange von 100 Morgen vorschriftsmäßig verpflichtet wird, resp. in Amtstätigkeit tritt. Die Königliche Regierung, Abteilung des Innern, von Auloß.

Vorher teilt Albert Kauder dem Landrat mit, daß er am heutigen Tage die Polizeigeschäfte von Lipine übernommen habe und daß sein Bezirk lediglich die Besitzungen der Schlesiſchen Aktiengesellschaft und die Rustikalstellen rechts der Chaussee von Glewitz nach Königs-

hütte umfaßt und daß ihm die Kommunal-sachen von Chropaczow nicht überwiesen sind. Auch bittet er die Briefe nach Morgenroth zu adressieren, damit er sich dieselben von dort abholen lassen kann, da ja sonst Lipine von Königshütte (!) aus bestellt werde. (4. 6. 1860.) Er wird am 20. 6. 1860 vom Kreissekretär verpflichtet. Am 18. 6. 1860 reicht der unterdes zum gräflichen Generaldirektor ernannte Regierungsrat Frey eine Karte des neuen Polizeibezirkes Lipine zur Prüfung dem Landratsamte ein und bemerkt, daß der Bezirk zwar recht unregelmäßig aussieht, daß es sich jedoch zunächst darum handelt, die bewohnten Gebäude genau zu konstatieren, ohne die Gemeindeverhältnisse zu ändern. Deshalb könne es auf eine Arrondierung der Ackerstücke weniger ankommen. Der Landrat prüft die Karte und wünscht, daß auch die Davidshütte in den neuen Polizeibezirk hineingenommen werde, und die Schlesische Aktiengesellschaft beantragt auch die Hineinbeziehung der Rustikalstellen von Lipine, welche linksseitig der Kronprinzenstraße liegen. Daraufhin und nach einer Aussprache des Landrats mit dem Generaldirektor Frey sendet letzterer nicht mehr die in Rede stehenden Karten, sondern die Gemeindefarte ein und ersucht um Instruktion über die Abgrenzung des betreffenden Bezirkes. Der Landrat nimmt nun nach seiner Meinung Änderungen vor und bestätigt diese Karte am 30. 10. 1860. Nachdem nach ungefähr einem Jahre die Regierung eine Nachweisung der zum neugebildeten Polizeibezirk gehörigen Ortschaften nebst Einwohnerzahl fordert, will sie auch wissen, ob nunmehr dem Bedürfnis einer vorschriftsmäßigen Polizeiverwaltung genügt wird. Darüber berichtet der Landrat am 26. 5. 1861 im bejahenden Sinne. Damit hatte diese für den sich immermehr entwickelnden Ort wichtige Angelegenheit endgiltig ihren Abschluß gefunden.

## Oberschlesische Kinder beim Spiel.

Von

Hildegard Knötel, Tarnowitz.



Wenn kaum die ersten Sonnenstrahlen ins Freie locken, ist es, als ob sie mit den grünen Sprossen der Pflanzen und Bäume zugleich auch eine Menge junger Menschenkinder hervorzauberten. Scharen von Kindern scheinen wie Pilze aus der Erde hervorzuwachsen und tummeln sich in geräuschvoller, mitunter etwas störender Munterkeit auf den langentbehrten Spielplätzen der Höfe und

Straßen. Barfuß natürlich, denn der Mann aus kleinen Verhältnissen soll wohl in Oberschlesien noch geboren werden, der seine Kinder nicht von März bis Oktober ohne Strümpfe und Schuhe gehen ließe. In die Kirche und allenfalls auch zur Schule gibt es wohl ein Paar Schuhe. Das muß aber denn auch recht geschont werden, damit nicht sobald ein Paar neue nötig werden. Woran soll man sonst auch sparen, in den teuren Zeiten?! Die Fröhlichkeit der Kinder wird dadurch auch nicht im geringsten gestört, sondern bei den meisten womöglich noch erhöht.

Eaut und lustig klingen die bekannten, altvertrauten Lieder an unser Ohr. Manche Mutter, deren Kinderschar draußen mit herumspringt, sitzt wohl über ihrer mühseligen Näh- oder flickarbeit und hebt den sorgenschweren Kopf lauschend bei den frohen Tönen der Kinderlieder. Oder ist es ein gar zu schönes Spiel, das sie selbst mit rückhaltlosem Vergnügen früher, ach so oft gespielt, dann bleibt ihr nichts anderes übrig als noch einmal mitzusingen. „Mitzusingen frisch und freudig nach des Winters langen Schmerzen. All die halbvergeß'nen Lieder werden wach im Menschenherzen.“ „All die halbvergeß'nen Lieder werden wach in meiner Seele“, lassen vor meinem geistigen Auge auftauchen alle die oft auch barfüßigen, lustigen Spielgenossen der Kinderzeit. Wo mögen sie alle weilen, da ich dieses schreibe? Manche ruhen nun schon Jahre lang aus von allen Erdenfreuden und Schmerzen. Ebenso viele aber haben in der harten Not und Arbeit des alltäglichen Lebens wohl ganz vergessen, daß es eine Zeit gab, da auch sie lustig und sorglos sich mit ihren Altersgenossen tummelten; da sie noch nicht dachten der qualvollen Fragen: Was werden wir morgen essen? Womit werden wir uns und unsere Kinder kleiden?

Sicher sind gerade diese Kinder, die kaum je ein Spielzeug in die Hand bekommen, am lustigsten, ausgelassensten; und gerade ihnen haben wir auch zum größten Teil die Erhaltung unserer alten Kinderreime zu verdanken: den Kindern der Straße! — D. h. wohl kaum den Knaben. Diesen sind in der Regel Ballscheit, Klippa<sup>1)</sup> und Knöpfespiel die liebsten Unterhaltungen. Die kleineren mögen auch sehr gern Pferd und Kutscher spielen. Fast scheint es, als ob dabei das amüsanteste und anziehendste wäre, dem Mitspielenden eins aufzubrennen. Daher findet auch das Plumpsackspiel vor allen anderen Reigenspielen noch am ehesten Gnade vor ihren Augen. Ein Junge muß prügeln — und, nebenbei gesagt, auch geprügelt werden.

<sup>1)</sup> Klippa wird mit zwei Holzscheiten, einem längeren und einem kurzen in der Art des Ballscheits gespielt. Nur gehören dazu noch kleine, selbstgemachte Gruben, aus denen das kleine Scheit Holz mit dem größeren herausgeschleudert werden muß.

Anders die kleinen Mädchen! Wo zwei oder drei zusammen sind, fassen sie sich bald an den Händen, bilden einen Kreis und beginnen ein Spiel, wie sie es bei den größeren Kindern gesehen und gehört. Manchmal muß wohl noch die Mutter oder ältere Schwester aushelfen. Aber erstaunlich schnell haben die kleinen Dingerchen Ton und Geste weg und spielen mit solch allerliebster Zierlichkeit, fast möchte man sagen, unbewußter Koketterie, daß es eine Freude ist, ihnen zuzusehen.

Oder sie sind auch etwas wilder veranlagt und zählen rasch aus, wer beim allbeliebten „Seider“, anderwärts Haschen genannt, die übrigen fangen muß:

Eins, zwei, drei, vier, fünf, sechs, sieben,  
Acht, neun, zehn, elf, zwölf, dreizehn,  
Wie hoch steht der Weizen?  
So hoch wie ein Haus.  
Zuckermännel, Zuckermännel  
Du bist aus.

Ein Schmied (sprich Schmitt) wollt ein Pferd beschlagen,  
Wie viel Nägel muß er dazu haben?  
Rat einmal, wieviel? Drei.  
Eins, zwei, drei, Du muß't sein. —

Eins, zwei, drei,  
Ein faules Ei.  
Wer drauf tritt,  
Spielt nicht mit.

Wer schon sehr lange herumtollt und sich etwas ausruhen will, kann dies an einer vorher bestimmten Stelle tun. Dieser meist an einem Zaun gewählte Platz schützt vor dem Gefangenwerden und wird „Pax“ genannt. Offenbar von dem lateinischen pax (der Frieden) hergeleitet. Also ein befriedeter Ort.

Mit glühender Begeisterung spielten wir früher das Spiel von der gefangenen Königstochter. In allerletzter Zeit habe ich's garnicht mehr gehört. Das aber kann ja Zufall sein. Ein kleines Mädchen kauert sich auf die Erde, die anderen erfassen ihr oberstes Köckchen, alle mit beiden Händen, und heben es halb in die Höhe, so daß das Kind drinstitzt wie das Häschen im Kohlkopf. Dabei singen sie:

Hier sitzt die Königstochter  
 In einer Saffazine.  
 Wir haben sie gefunden  
 In einer festen Mauer.  
 Mauer breche, Mauer steche,  
 Eine Hand fällt ab.

Dies wird so oft wiederholt, bis von einem ausgewählten Mitspielenden, immer bei den Worten, eine Hand fällt ab, einzeln sämtliche Hände der anfassenden Kinder abgeschlagen werden. Wer zuletzt noch eine Hand daranhält, zieht der in der Mitte sitzenden das Köckchen über den Kopf. Denn diese arme Königstochter ist nun noch immer nicht befreit, sondern muß solange in ihrer unbequemen Stellung aushalten, bis eins der Mitspielenden Juh ruft. Dies ist das Zeichen zum Suchen der anderen, die sich alle so gut als möglich versteckt haben. Wer sich am ehesten finden läßt, hat die Ehre oder Strafe (je nach Auffassung), nun als Königstochter in der geheimnisvollen Saffazine zu sitzen.

Wie in großen Leuten der Nachahmungstrieb oft sehr entwickelt ist, so ist es bei Kindern in noch höherem Maße der Fall. Alle Kinder lieben die Spiele außerordentlich, bei denen von einem Mitspielenden etwas vorgemacht wird, was die übrigen alle nachahmen müssen. Auch in anderer Herren Länder scheinen diese Art Spiele allgemeine Beliebtheit zu genießen. Ich weiß noch, wie wir uns freuten, wenn im Ursulinerkloster unsere chère mère Angèle die Aufsicht hatte und mit uns spielte:

Sur le pont d'Avignon  
 Tout le monde se passe (das e betont)  
 Sur le pont d'Avignon  
 Tout le monde se chasse (ebenso)  
 Tout le monde fait comme cela:

worauf die Vorsängerin irgend eine drollige Grimasse vormachte oder eine Tätigkeit scheinbar ausübte, was wir alle in gleicher Weise mit großem Jubel nachahmten. Ebenso machen es auch die hiesigen Kinder. Die große Vorliebe, die die Jugend für dergleichen Spiele hat, beruht wohl auch darauf, daß die Kinder im allgemeinen, insbesondere aber die Vorspielenden, ihr etwaiges mimisches Talent in bestem Lichte zeigen können. Aus ihren Grimassen kann man auch ein wenig auf das Wesen der Kinder schließen. Wildere Kinder, besonders Knaben, strecken die Zunge heraus, machen eine lange Nase oder springen auf einem Bein herum. Das macht denn auch den anderen riesigen Spaß. Sanftere kleine Mädchen tun eher,

als ob sie irgend etwas wichtiges vorhätten, Kaffee mahlen, stricken oder anderes, sie machen Knire, schütteln mit dem Kopfe und klatschen in die Hände. Am meisten bekannt und beliebt ist dabei noch der Singsang, Adam hatte sieben Söhne, sieben Söhne hatt' Adam u. s. w.

Häufig hört man auch von den Kindern:

Ich armer Mann, was fang' ich an!  
 Ich möchte gerne lustig sein,  
 Solang ich kann!  
 Paßt auf auf mich!  
 Macht's so wie ich,  
 Und alle, die im Kreise sind,  
 Die machen's so wie ich!

Die heilige Zahl drei ist bei allem, was vom Volke ausgeht, Märchen, Volksliedern, sehr wichtig und beliebt. So auch bei einer Anzahl von Kinderspielen, z. B. auch in dem wohl in ganz Deutschland verbreiteten:

Jungfer, Du mußt tanzen  
 In dem grünen Kranze,  
 Jungfer, Du mußt stille steh'n  
 Und Dich dreimal um Dich dreh'n.  
 Einen mußt Du küssen.

Oder in folgendem:

Guten Tag, guten Tag, schöne weiße Dame,  
 Möchte bitten um Verzeih(ung), schenken Sie mir eine Tochter.  
 Heute nicht, heute nicht, morgen komm'n Sie wieder.  
 Dreimal müssen wir uns dreh'n,  
 Auf daß wir uns wiederseh'n!  
 Guten Tag, guten Tag, wollen Sie diese haben?  
 Diese nicht, diese nicht, jene möcht ich haben.

Ebenso hat die Zahl drei eine Bedeutung in dem Spiel von der schwarzen Köchin. Von diesem weiß ich, wie von manchem anderen nicht bestimmt, ob es älteren oder neueren Ursprungs ist. Ich hörte es zuerst von meinen Kindern, die es auf der Straße mit anderen gespielt hatten. Immerhin hat es volkstümlichen Charakter und, was es noch anziehender für die Kinder macht: Sie dürfen es, wie mir eine kleine Barfüßlerin meiner Bekanntschaft anvertraute, nicht in der Schule spielen. Man muß allerdings alles mögliche hineintüfteln und deuteln, um es für Kinder unpassend zu finden:

Vorspielerin: Ist die schwarze Köchin da?

Chor: Nein, nein, nein!

Dreimal muß sie 'rummarschieren,  
 Viertesmal den Kopf verlieren,

Vorspielerin: Schöner Junker, folge mir.

Mit diesen Worten zieht sie jedesmal einen der Mitspielenden mit sich auf die Seite (eigentlich müssen 4 Knaben dabei sein), worauf obige Zeilen wiederholt werden, bis einer allein übrig bleibt. Diesmal erfolgt auf die Frage: Ist die schwarze Köchin da? die Antwort: Ja, ja, ja. Dreimal muß sie 'rummarschieren u. s. w. Jetzt aber klatschen alle Mitspielenden außer dem übrig gebliebenen in die Hände und brüllen aus vollem Halse:

O schäme Dich, o schäme Dich, Du alter Junggefelle,  
 Ein andermal, ein andermal komm besser von der Stelle.

Wer den Schaden hat, darf auch hier für den Spott nicht sorgen, denn der arme Junggefelle, der doch in diesem Falle wirklich nichts dafür kann, daß die schwarze Köchin ihn nicht erwählt hat, wird dafür noch gründlich ausgelacht. Bei unseren Jungens endet dies Spiel immer äußerst stürmisch. Der arme kleine Junggefelle rächt sich an seinen glücklicheren Brüdern mit reichlichen Puffen und Stößen, von denen ungalanter Weise auch die schwarze Köchin etliche abbekommt.

Kleine Mädchen tanzen gern nach der Melodie des Eierkastens oder der Ziehharmonika oder dem eigenen Gesange beim Spielen. Daher spielen sie auch alle Spiele gern, in denen sie ihre Tanzlust befriedigen können. Es gibt deren sehr viele, von denen nur einige hier genannt werden:

Muß wandern, muß wandern auf einer grünen Wiese,  
 Muß wandern, muß wandern auf einer grünen Au.  
 Kommt ein lustiger Springer herein,  
 Schüttelt mit dem Kopf,  
 Stampft mit dem Fuß.  
 Komm, wir wollen tanzen gehn,  
 Andre müssen stille stehn.

Oder folgendes:

Es regnet auf der Brücke, und ich werde naß.  
 Ich habe was vergessen und ich weiß nicht, was.  
 Schöne Jungfrau zart und fein,  
 Komm mit mir zum Tanz hinein,  
 Laß uns einmal tanzen und lustig sein!

Wie die Zahl 3, so hat auch das Ringlein, dieses Symbol ewiger Treue, eine mystische Bedeutung, die Ursache ist, daß es in Volksliedern und ähnlichem immer wieder vorkommt. So auch in vielen Kinderspielen. Da ist vor allen anderen das altbekannte: Ringlein, Ringlein, (sonst auch wohl Taler), du mußt wandern. So wie bei diesem ist bei den folgenden Verstecken und Wiederfinden des Ringleins das Hauptmotiv:

Teil ein, teil ein, wer hat das goldne Ringlein?  
 Wer es hat, der sagt es nicht. Wer es sagt, der hat es nicht.  
 Katze komm naschen!

Der armen Katze wird nun das Finden recht schwer gemacht. Einer, der es garnicht hat, spiegelt vor, es weiterzugeben. Während der Sucher irre gemacht wird durch solche kleine Schauspieler, wird der Ring wirklich weitergegeben, und das Käzchen muß sich redlich mühen, bis es den Ring bei einem andern Kinde findet. Dieses aber, das so unvorsichtig war, sich ertappen zu lassen, muß nun seinerseits hinter den Zaun oder ins Haus, damit es nicht sieht, bei wem das Ringlein versteckt wird. Ganz ähnlich ist das Spiel:

Trauer, tiefe Trauer!  
 Hab' verloren meinen Ring.  
 Ich will gehen und will sehen,  
 Ob ich finde meinen Ring.

Nun nach längerem Suchen und endlichem Finden:

Freude, große Freude!  
 Hab' gefunden meinen Ring.  
 Nach der Trauer große Freude!  
 Hab' gefunden meinen Ring!

Beim ersten Spiel sitzen oder stehen die Kinder, beim zweiten bilden sie einen Kreis. Die Verse werden bei dem erstern dem Suchenden vorgesungen, dann von den anderen wiederholt. Bei der „Freude“ klatschen alle Kinder in die Hände zum Zeichen ihrer Mitfreude.

Ebenso sehr wie wir früher, scheinen auch die heutigen Kinder das Spiel von der Grieselmutter zu lieben. Grieselmutter soll wohl die kluge Frau bedeuten, die man bei allerhand Schmerzen und Gebrechen um Rat fragt. Sie heilt mit Besprechung oder auch mit einer geheimnisvollen Salbe, die meist gegen alle Art Leiden zugleich hilft. Wie die Alten sungen, so zwitschern die Jungen, kann man auch hier sagen. Denn ebenso wie anderswo wird auch in Oberschlesien noch sehr fest an dem Aberglauben des Besprechens festgehalten. — Ein Kind muß an der Reihe der anderen entlang humpeln. „Wohnt hier die alte Grieselmutter?“ fragt es

dabei. „Nein, ein Häufel weiter“, bekommt es zur Antwort. Dies wird so oft wiederholt, bis das Kind beim letzten in der Reihe angekommen ist. Dort erhält es auf seine Frage nach der Grieselmutter die Antwort: „Ja, hier wohnt sie; was wollen Sie denn?“ „Ach“, jammert das humpelnde Kind, „mir tut das Bein so weh, können Sie mir nicht eine Salbe geben?“ „Ich hab' keine Salbe“, sagt die grämliche Grieselmutter. Sie will wohl einen Profit machen und denkt, ein wenig Wehren spornt das Begehren. (Oder fürchtet sie sich vor dem Kurpfuschergesetz?) Der arme Lahme winselt und bettelt nun so lange, bis sich die Grieselmutter erweichen läßt und ihm etwas verabreicht.

Nun ist er sofort gesund und läßt seinen Übermut an seiner Helferin aus. Er faßt sie an der Hand, dreht sie um sich herum und singt: Lach' ein bissel, kriegst ein Gröschel, lach' ein bissel, kriegst ein Gröschel! Kuck dreimal zum Himmel und lache nicht! Lacht die standhafte Grieselmutter nun noch immer nicht, wird sie ausgefragt:

Was hast Du getrunken? Antwort: Goldene Funken.

Was hast Du gegessen? Antwort: Goldene Treffen.

Was hast Du gestohlen? Antwort: Goldene Kohlen.

Es ist nun Aufgabe des betreffenden Kindes, das alles in so drolliger, entweder schmeichelnder oder grober Betonung, oder mit komisch verstellter Stimme vorzubringen, daß die Grieselmutter unwillkürlich lachen muß. Bleibt sie aber doch fest und ernst, so wird sie Engel. Alle müssen diese Lachprobe bestehen, und wer sich verführen läßt, wird Teufel. Dadurch teilen sich die Kinder in zwei Lager. Die Engel kämpfen nun mit den Teufeln. Sie suchen sich gegenseitig ins feindliche Lager hinüberzuziehen. Dabei fassen sich die Vordersten an den Händen und ziehen, wobei sie von den Dahinterstehenden kräftig unterstützt werden. Je nach der Lachlustigkeit der Kinder sind nun die der Zahl nach stärkeren Engel oder Teufel Sieger. Ein sinnbildlicher Kampf des Guten mit dem Bösen! Ein tiefer Sinn liegt oft im kind'schen Spiel.

Allerdings gibt es auch Spiele, deren Sinn recht verworren ist. Vielleicht ist der Inhalt auch mit der Zeit durch verschiedenes Hinzugekommene so verändert worden. So scheint es bei dem Spiel vom Pantoffel oder „Kaiser von Pilatus“ zu sein. Das klingt recht hoffnungsvoll, nicht wahr? Man höre nur weiter:

Ich komm' mit dem Pantoffel an. Ade, ade, ade.

Was soll uns der Pantoffel hier? Ade, ade, ade.

Wir woll'n die jüngste Tochter (oder Sohn) haben. Ade, ade, ade.

Die jüngste Tochter kriegt ihr nicht. Ade, ade, ade.

Da schlagen wir die Fenster ein. Ade, ade, ade.

So holen wir die Polizei. Ade, ade, ade.

Die Polizei, die nützt Euch nichts. (!?) Ade, ade, ade.

So nehmt die jüngste Tochter (Sohn) hin. Ade, ade, ade.

Das jüngste Kind geht nun zu dem Einzelnen, der das Spiel begonnen hat. Dann beginnen die zwei den Singsang von neuem, holen sich dabei wieder ein Kind, manchmal auch mit Namensnennung. Und dieser schöne Unsinn findet erst ein Ende, wenn alle Söhne und Töchter abgeholt worden sind. Oft singen sie aber anstatt „ade, ade, ade“, „Kaiser von Pilatus“. Wie das in das Spiel hereingekommen ist, das würde wohl selbst einem Forscher schwer zu erkunden sein. Vorläufig scheint es ein ungelöstes Rätsel. Für die Kinder gewinnt es dadurch nur an geheimnisvollem Reiz. Es ist wie bei den Märchen. Je weniger sie eines begreifen, desto lieber haben sie es.

Es gibt auch einige recht rohe Spiele, die man aber, zur Ehre der Oberschlesier sei es gesagt, recht selten hört. So das allgemein bekannte „Mariechen saß auf einem Stein und kämmt sich ihr blondes Haar“. Es wird in vielen Gegenden in verschiedener Ausführung gespielt. Unser Junge variierte: „Mariechen saß auf einem Stein und kämmt nicht den Papagein“. Es ist dies Mariechen doch auch garnicht zu verdenken; da sie aller Wahrscheinlichkeit nach keinen Papagei zur Verfügung hatte, begnügte sie sich eben mit ihrem blonden Haar. Bekanntlich endigt das Spiel sehr tragisch. Der böse Bruder Karl zieht nach den Worten Mariechens: Weil ich noch heute sterben muß, sein großes Messer aus der Tasche und stößt's Mariechen in die Brust. „Mariechen war nun mausetot, mausetot, Mariechen ward ein Engelein, Engelein, Engelein. Und Karlchen ist ein Bengelein, Bengelein.

Viel roher aber noch ist ein anderes Spiel, in dem die Glocken läuten, bimbilam, bimbilam, bimbilam. Die Mutter, vom Ausgange zurückkehrend, fragt den Sohn, was hat das zu bedeuten? Sie läuten den Vater (oberschlesisch Vatter) aus. Wer hat den Vater totgeschlagen? Ich. — Nun beginnt eine wilde Jagd nach dem Missetäter, an der sich alle Kinder beteiligen. Wenn er gefangen ist, wird er, wie man hier sagt, feste durchgekeilt. Es wirkt einigermaßen befreiend, daß der Kerl doch wenigstens für seine Missetat bestraft wird.

Nun möchte ich wirklich auch nicht gern, daß meine Kinder gerade solche Spiele spielten. Sie tun es auch nicht. Aber darum gleich alles andere mitzuverdammen, wäre töricht. Das Volk ist überall nicht allzu zart. Wäre ich mehr mit der oberbayrischen Volksliteratur bekannt, würde es mir wohl nicht schwer fallen, darin einige noch viel — na sagen wir kräftigere Sachen anzuführen. Also bleibt es doch nicht auf den Ober-

schleifiern sitzen. Diese sind besser als ihr Ruf. Besonders die Kinder. Man hört so oft von Müttern, die erst kurze Zeit in Oberschlesien sind: Ach hier kann man ja seine Kinder garnicht in die Volksschule schicken. Sie kommen da mit so verschiedenen Elementen zusammen und können so viel Schlechtes lernen. Wer der Sache näher steht und die Verhältnisse kennt, kann im Verkehr mit den Kindern des Volkes keine sittliche Gefahr für seine Kinder sehen. Für das Kinderherz ist es am besten, wenn es noch keinen sozialen Unterschied kennt. Mancher aber wird vielleicht als Erwachsener Nutzen aus diesem früheren Verkehr ziehen. Die Hausfrau wird mit ihren Dienstboten, der Lehrer mit seinen Schülern, jeder Beamte mit seinen Untergebenen besser auskommen, wenn sie den Volkscharakter kennen lernten und ihn weder über- noch unterschätzen. Wie viele Schriftsteller aber haben schon aus dieser frischen, unverstiegbaren Quelle geschöpft! Ich nenne hier nur den schwarzwäldischen Pfarrer Hansjakob und die holsteinische Schriftstellerin Charlotte Niese. Beiden merkt man an ihrer urwüchsigem Art, an dem warmen Lokalon an, daß ihre Wurzeln fest in dem gesunden Boden des Volkstums stehen, daß sie mit dabei waren.

Kennen lernen kann man das Volk am allerbesten in dem unbefangenen Verkehr der Kinderjahre. Sollten wirklich Redensarten, „plebejische“ Angewohnheiten das Ergebnis eines solchen Verkehrs sein, das Elternhaus wird mit seinem Einfluß doch überwiegen und ausgleichen. Wer selbst in der Kinderzeit so „fürchtbar gern“ mit den Kindern der Waschfrau, des Kutschers gespielt, der gönnt solche Freiheiten auch seinen Kindern. Er verdenkt es ihnen nicht, wenn sie auf einen ersten Ruf noch nicht, auf den zweiten recht zögernd kommen. Wie glühen die Bäckchen, wie leuchten die Augen in gesunder Lebenslust! Ach je, schon Abendessen! Wir haben so schön gespielt! Manche Mutter nimmt wohl dann abends seufzend und scheltend die zerrissenen Höschen oder beschmutzten Schürzchen zur Hand. Aber ihr Seufzen ist nicht schmerzlich, ihr Jörn ist nicht echt. Sie gehen beide wohl in den wehmütigen Gedanken aus, wie war's doch schön, als wir selbst noch so wild und sorglos sein konnten. O, schöne Zeit, o, selige Zeit, wie liegst Du fern, wie liegst Du weit!

---

## Das Spitzbubendorf.

Von

Carl Klings, Schöneberg-Berlin.

**A**uf der Landkarte steht freilich ein ander' Wörtchen. Im Volksmund aber heißt und wird es so heißen bis ans Ende der Welt. Denn wer einen Spitznamen abschütteln will, muß gemeinhin das Leben selber mit ihm abschütteln. Aber auch dann gelingt es nicht allemal. Wieviele sind gestorben, wieviele sterben, und ihre Spitznamen leben lustig weiter wie unsterbliche Geister, flattern wie bunte Schmetterlinge in allen Ecken und Winkeln, wo ihre Herren einst gezecht und gelacht haben. Kommt es trotzdem einmal vor, vielleicht nach Jahrhunderten, daß ein solcher Spitz eher tot ist, als sein Inhaber, dann war es eben kein echter. „Spitzbubendorf“, das ist nun aber ein ganz echter; den werden Feuer und Schwefel selbst, wenn sie etwa einmal vom Himmel fallen, nicht mit verschlingen.

Gewöhnlich kommen die Spitznamen — schade nur, daß sie nicht auch so wieder gehen — wie Diebe in der Nacht, niemand weiß, woher. Das Spitzbubendorf macht in diesem Fall eine Ausnahme. Es steht unzweifelhaft fest, daß es aus einer Mühle gekommen ist, aus einer ganz gewöhnlichen Wassermühle, die heut noch klappert, Tag und Nacht, zwischen der Oder und dem Weißwasser.

Das Mehl, das sie liefert, ist weiß wie jungfräulicher Schnee und fein wie der goldne Staub, den der Sommerwind aus den blühenden Roggenähren schüttelt und singend über die Felder trägt. Wer einmal Brot aus solchem Mehl gegessen, dem schmeckt alles andre wie Gebäck aus rauhen Kieselsteinen. Darum ist ihre Kundschaft so groß und von treuester Anhänglichkeit.

Diese berühmte Mühle gehört zum „Spitzbubendorf“. Aber sie liegt ein gutes Stück davon abseits, dem Walde zu, und zwischen ihr und dem Dorfe, fast genau in der Mitte, steht das Straßenwirthshaus „Zur grauen

Ziege". An dem müssen, ob sie Körner zur Mühle fahren oder Mehl zurückbringen, alle Fuhrwerke vorüber, und die Gäule wissen es so gut wie die Lenker, daß hier Raft gemacht wird, auf dem Herweg ein halbes, und auf dem Heimweg zum mindesten ein reichlich volles Stündchen. Das ist so Brauch seit alten Zeiten, Pferden und Menschen in Fleisch und Blut übergegangene Gewohnheit, die zu den „Mühlfahren“ gehört, wie der Tanz zum Kirmessonntage. Aber es gab doch eine Zeit, und es ist noch gar nicht lange her, wo die liebe Erbeigentümlichkeit mit Stumpf und Stiel ausgerottet werden sollte. Der „graue Ziegenwirt“, der heute wirklich grau und wie der Müller ein steinreicher Mann ist, trug sich damals mit ernstlichen Selbstmordgedanken. Und das kam so.

Das Spitzbubendorf beherbergt meist kleine Leute. Die paar Bauerngüter, die es früher einmal da gegeben hat, sind durch fortgesetzte Erbteilung in winzige Viertelbauer- und Häuslerstellen zersplittert, von denen jede einzelne kaum noch soviel Morgen Land umfaßt, als eine Familie zum Lebensunterhalt notwendig braucht. Ist einem solchen Viertelbäuerlein der Mehlkasten einmal leer geworden, so füllt er seinen Kornsack und schiebt ihn auf der Radwer zur Mühle, oder er trägt ihn gar auf der Schulter dahin, und ebenso befördert er sein Mehl auch nach Hause, wenn es endlich fertig ist. Eh' er das aber bekommt, vergeht ein Tag nach dem andern, vergeht eine Woche nach der andern, er muß warten und sich gedulden, bis die reichen Bauern der Nachbardörfer befriedigt sind und mit ihren vollen Ladungen heimziehen. Die Kleinen kommen eben immer erst zuletzt an die Reihe, wenn die Großen ihren Hunger gestillt haben. So wird's wohl auch heut noch dort sein, damals aber war es wirklich so. Und die Bevorzugung der fremden Bauern wurmte die kleinen Häuslerleute, deren Armut ohnehin schon mit neidischen Augen auf die hochgeladenen Getreidewagen blickte, die Tag für Tag durch ihr Dörflein rollten und mit ihren scharfen eisernen Reifen die Wege zerschnitten, daß sie nur immer auszubessern hatten, wenn sie mit dem Amtsvorsteher auf friedlichem Fuße stehen wollten. So hatten die armen Dörfler vom Weltruf ihrer Wassermühle wahrlich nichts als Ärger und doppelte Gemeindearbeiten. Kein Wunder, wenn der eine und der andere von ihnen sich bei guter Gelegenheit für solche Quälereien zu entschädigen suchte und, geschützt von Nacht und Nebel, mal einem Bäuerlein einen Sack Schrot oder Menge oder auch Weizenmehl vom vollen Fuder herunterzog. Es kam aber auch vor, und wahrscheinlich nicht seltener, daß die durstigen Bauern in der „grauen Ziege“ hockten bis um Mitternacht und auf dem Heimwege, wenn die süße Ziegenmilch ihre Köpfe erhitzt hatte, in die Gäule hineinhieben, daß sie dahinstreifen in tollem Lauf wie auf einer Rennbahn. Im Morgenrauen fanden

dann frühe Wanderer an einem Prellstein, an einem Straßenbaum oder im Graben manchmal ein gut gerütteltes und geschütteltes Mehlsäcklein, das sie, um nicht erst großes Aufsehen zu erregen, einfach auf dem kürzesten Wege nach Hause schleppten und in ihre Mehltruhe leerten.

So wurde gesündigt auf beiden Seiten. Die Bauern aber wälzten alle Schuld von sich ab und schoben auch noch ihr Teil den armen Häuslern in die Schuhe, und eines schönen Tages war das „Spitzbubendorf“ da.

Und nun taten die Bauern, als hätten sie gemeinschaftlich ein heiliges Gelübde abgelegt, und wetteiferten miteinander in der Kränkung der armen Häuslerleute. Wenn sie durch „Spitzbubendorf“ fuhren, so peitschten sie ihre Gäule, als ging es barfuß über glühende Eisenplatten, und ihre Luchsaugen hatten sie mehr hinter sich auf den schwellenden Körner- und Mehlsäcken, als vorn auf den Pferdeköpfen. Aber die Spitzbubendorfer nahmen das weiter nicht tragisch. Der Ziegenwirt selbst lachte, wenn er die alten Tore an der „grauen Ziege“ vorüberjagen sah wie an des Teufels Küche. In der Tat war es auch zum Lachen, wenn so ein beladener Wagen herangerollt kam. Schon von ferne wieherten die Kößlein und spitzten die Ohren und machten Miene, vom Weg abzubiegen, wie sie es seit Jahren gewohnt waren. Aber die Bäuerelein zupften und zerrten — auch schon von ferne — krampfhaft an den Zügeln und schmißten sie mit der Peitsche solange zwischen die Ohren, bis sie gehorsam-demütig im breiten Geleise der Landstraße weitertröteten. Das machte dem Ziegenwirte jedesmal einen höllischen Spaß; es tat ihm nur leid um die braven Tiere, deren rührende Anhänglichkeit so schmählich belohnt ward. Indes er tröstete sich, denn er meinte, die starrköpfigen Bauern würden es nicht lang' aushalten ohne seine Ziegenmilch. Da dies aber länger dauerte, als ihm lieb war, fing er doch an, sich über ihr Benehmen zu ärgern. Zum Kuckuck, die „graue Ziege“ war doch kein Spitzbubenneß, er hatte doch niemandem etwas gestohlen, weshalb sollte er für die anderen leiden! Als ihm dann das erste Faß Bier im Keller sauer ward, fing er heimlich an zu fluchen, und nach einer Woche, da die alten Stammgäste noch immer steifnackig blieben, verlor er den Kopf, das Leben war ihm unerträglich. Denn seine Spitzbubendorfer kehrten nur selten bei ihm ein, und kamen einmal ein paar, so löschten sie ihren Durst mit dem billigen Branntwein, den es sich kaum einzuschlecken verlohnte. Das Schlimmste aber war, sie brachten ihm keine Neuigkeiten von draußen aus der Welt. Die Längeweile fraß deshalb immer gieriger an seinem Hirn, die ungewohnte Einsamkeit machte ihn schwermütig, und in einer schwarzen Stunde beschloß er, die schnöde Last seines Daseins abzuwerfen. Es handelte sich nur noch darum, die schnellste und schmerzloseste Todesart ausfindig zu machen.

Dazu aber wollte er sich, wie er überhaupt kein Freund von Überstürzungen war, doch Zeit lassen.

An einem trüben Herbstabende saß der Ziegenwirt mit seinem Freunde, dem Dorfschmiedemeister Kozur, in der stillen Schenkstube zusammen, und sie beratschlagten, wie ihres Dörfleins Ehre am ehesten wiederherzustellen wäre. Aber was der eine vorschlug, das verwarf der andere als unpraktisch oder unflug, und so führte ihre Beratung nicht zu dem gewünschten Ergebnis. Sie schwiegen deshalb ganz und starrten mißgestimmt durchs Fenster. Auf der Straße kroch die Dämmerung dahin, und jenseits, auf den Feldern, wogten dicke Nebelschwaden. Dann und wann knarrte ein mit Mehlsäcken befrachteter Lastwagen am Fenster vorbei, und das gab jedesmal dem Ziegenwirte einen Stich ins Herz. Zuletzt aber entrang sich seiner Brust ein lauter gramvoller Seufzer. Er sah, wie von der Mühle herauf zwei stolze Blauschimmel herangestampft kamen. Das war das Fuhrwerk des reichen Sabitschef aus der großen Nachbargemeinde, der einst der treueste und einträglichste Gast der „grauen Ziege“ gewesen. Wenn es gelänge, den zurückzugewinnen, dann würden auch die andern wiederkommen, alle — wie die Schafe hinter dem Leithammel. Aber der reiche Großbauer machte keine Miene, die „graue Ziege“ mit seinem Besuche zu beehren. Zwar die Schimmel spitzten die Ohren und äugten ungeduldig herüber, ihr Fuhrherr jedoch starrte in die Felder, er kehrte dem Wirtshause den halben Rücken. War es Verachtung oder Furcht vor dem Versucher? Ehe der Ziegenwirt sich diese Frage beantworten konnte, geschah etwas so Unerwartetes, daß sie beide, er und der Schmied, verwundert von ihren Sitzen aufstuhren und ihre Köpfe an die Glascheibe legten.

Seit dem Augenblicke, da der reiche Bauer mit seinen Schimmeln auf der Straße aufgetaucht war, hatten sie keinen Blick von ihm verwandt. Es war ihnen nicht entgangen, daß ihm die Tabakspfeife, seine unzertrennliche Begleiterin, kalt im Munde hing, und plötzlich sahen sie, wie er ein Zündholz an seinem Hosenbein in Brand rieb und ein blaues Flämmchen über dem bekannten roten Tonkopfe züngelte. Aber der Ohlauer Knaster mochte feucht sein, er fing kein Feuer, und Sabitschef sah sich genötigt, ein zweites Schwefelholzchen zu opfern. Dabei lockerten sich in seiner Hand die Zügel wohl etwas, die Schimmel mißverstanden ihren Herrn, und im nächsten Augenblick standen sie unter den Fenstern der „grauen Ziege“. Das verblüffte den Bauer so, daß er eine ganze Rauchwolke, anstatt sie durch die Lippen zu blasen, verschluckte und dafür von einem heftigen Husten angefallen ward. Als dieser endlich nachließ, war es aber nicht mehr möglich, unbemerkt wieder hinüberzubiegen auf die Landstraße. Er sah den Schmied und den Ziegenwirt am Fenster liegen und machte des-

halb gute Miene zum bösen Spiel, sprang vom Wagen und löste, aber unständig, um erst innerlich völlig ruhig zu werden, den Schimmeln die Ziehblätter, band die Zügel an den Arm des Rongenschemels und trat in die Stube.

Aber in seinem Gruße lag eine verletzende Frostigkeit, und die gemüthliche Stimmung, die sich sonst immer mit dem reichen Bauer an den Tisch gesetzt hatte, wollte sich heut nicht einfinden, trotz der verzweifelten Anstrengungen des Ziegenwirthes, der den Leithammel seiner ungetreuen Stammgäste mit aller Gewalt für sich zu gewinnen suchte. Das „Spitzbubendorf“ ließ eben die alte Vertraulichkeit nicht aufkommen. Obwohl keiner das Wort in den Mund nahm, es saß doch jedem in den Augen, auf der Stirn, und wenn eine Unterhaltung sich anspinnen wollte, sprang es ihr tückisch wie ein unsichtbarer Knüttel aus dem Sack zwischen die Beine, daß sie schon nach den ersten tastenden Schritten hilflos zusammenbrach. Indes verlor der Wirt immer noch den Mut nicht. Er hoffte auf die Wirkung des vierten, fünften, sechsten Glases. Das sechste würde das Eis schon schmelzen. Es galt also vor allem, den eigensinnigen Fuhrherrn festzuhalten. Der aber wollte sich gar nicht erst niederlassen. Er stand nur immer am Fenster und hatte das Gesicht auf dem Mehlfuder; selbst wenn er trank, schielte er mit einem Auge hinaus. Das ärgerte den Meister Kozur, daß ihm das Blut zu Kopfe stieg; denn der Ruf seines Dörfleins lag ihm in der Tat ernstlich am Herzen. Er ballte jedesmal die Faust und hätte sie am liebsten dem mißtrauischen Tropfe übers Auge gesetzt, wenn er es blinzeln zusammenkniff und langsam über die vollen Säcke schweifen ließ. Endlich aber lief ihm die Galle über; er mußte, da er um des Ziegenwirthes willen zu Handgreiflichkeiten nicht schreiten konnte, den groben Geldsack wenigstens seinen Spott fühlen lassen. Mit der harmlosesten Miene wandte er sich an den Gastwirt.

„Du, Kretschmer, Deine Mutter hat Dir doch ihre goldne Nasenquetsche vererbt! Hol s' ihm doch mal rüber 'n Augenblick.“

Der Wirt machte ein verlegenes Gesicht; er verstand die Aufforderung nicht, doch schien sie ihm nichts Gutes zu verheißen. Auch der Bauer begriff nicht, was der Meister wollte. Er spielte deshalb den Klugen und tat, als hätte er überhaupt nichts gehört. Da der Schmied aber seine Worte mit schärferer Betonung wiederholte, merkte er, daß sie eine Spitze gegen ihn sein sollten; wodurch er sie jedoch verdient hatte, das blieb ihm immer noch unklar. Auf gut Glück entgegnete er barsch: „Ich brauch' keine Doppelfenster.“

Nun spielte der Meister den Schlaunen und überhörte mit Fleiß Sabitscheks Abweisung. Den Ziegenwirt aber drängte er von neuem.

„Geh', geh', daß Sabitschek und siehst endlich den weißen Sperling, der draußen auf seinem Kirmesruchenmehl herumfüzelt. Habt ihr denn beide

den Hühnerplinz! Da, da, — auf der Handseite drüben sitzt er, 'n altes, fettes Männchen! Was er bloß für 'n langen Hals macht! Und nu', guckt, wie er zerrt hinten am Sackzipfel. Prr, tscht! Das Rackervieh! Wahrhaftig, er zieht den Sack noch 'runter und schleppt ihn fort, und dann, ja dann heißt's wieder: wir hätten ihn gestohlen, wir — —"

Der Ziegenwirt warf dem Spötter einen flehenden Blick zu. Dem Bauer stieg das Blut ins Gesicht, wie ein Gewitter türmte sich's auf seiner Stirn, und aus den Augen schossen ihm unheimliche Blitze. In dem Augenblick aber, der den ersten Schlag bringen zu müssen schien, riß er eilig den Beutel aus der Hosentasche, schleuderte seine Zecher klirrend auf den Tisch und wandte sich der Tür zu.

Diese Wirkung verblüffte den Schmied selbst. Nach der langen unerträglichen Schwüle von vorhin hatte er sich ein hitziges Wortgefecht erwartet, Grobheiten, Bosheiten wie Hammerschläge, und alles andre, nur nicht diese beklemmende, atemlose Windstille. Er suchte durch lautes Auflachen ihren Bann zu brechen, aber kein Ton kam über seine Zunge.

Dem Gastwirte war das Weinen näher als das Lachen. Gegen den Meister hob er seine geballte Faust, seine verzweifelten Blicke folgten dem grollenden Großbauer. Hilflos, wehmütig blickten sie hinter ihm drein. Die gute Gelegenheit, den schönen alten Zeiten eine Brücke zur Wiederkehr zu schlagen, war ungenützt, unwiederbringlich dahin. Jetzt war alles verdorben, der letzte Hoffnungsfunke erloschen, das Schicksal der „grauen Ziege“ besiegelt, und mit ihr das seinige. Nun gab es keine andre Rettung für ihn, als den — Strick um den Hals.

Sabitschek hatte die Stubentür inzwischen erreicht und sie angelweit aufgerissen. Doch zögerte er einen Augenblick, hindurchzuschreiten, und plötzlich warf er sie polternd wieder vor sich zu und trat an den Tisch zurück, wo die beiden andern ihn mit offnem Mund anstarrten. Was bewog den Bauer zur Umkehr? Der Wortschwall, mit dem er den überraschten Schmied überschüttete, ließ sie nicht lange darüber im Unklaren.

„Nein, gerade nicht“, schrie er auf ihn ein und stampfte dazu mit dem fuße, daß die Dielen dröhnten. „Die Freude mach' ich Dir nicht, Meister Hammerstiel. Gerade nicht, weil Du mich fortfehlen willst. Gerade deshalb bleib' ich. Du, und wenn hundert weiße Sperlinge kommen und fressen mir mein ganzes Mehl, den Wagen und die Schimmel dazu, — zu Dir komm' ich deswegen immer noch nicht betteln. Und nu' red', was Du willst und kannst, ich bleib' halt doch; rein Dir zum Poffen.“

Der Schmied traute seinen Ohren kaum. Wie dickfellig mußte der Bauer sein, wenn er seine plumpe Bosheit so mißverstehen konnte! — Aber mocht' er doch bei dieser Auffassung bleiben, dem Ziegenwirte, der ihr die Erfüllung

seines sehnlichsten Wunsches zu verdanken hatte, brachte sie jedenfalls nur Vorteil, denn wenn Sabitschef erst saß, stand er sobald nicht wieder auf.

Also lehnte der Meister sich still in seine Ecke und ließ die anderen ungestört mit einander plaudern. Es machte ihm Spaß, wenn der Wirt dann und wann einen bekümmerten Blick zu ihm herüberwarf, als fürchte er einen neuen Angriff auf den verehrten Stammgast. Und in der Tat erwog der Meister in seinen Gedanken, wie er an dem groben Tölpel doch noch sein Mütchen fühlen könne. Um den Ziegenwirt aber zu beruhigen, zog er sein Gesicht in ernste unverdächtige Falten und stierte wie geistesabwesend vor sich hin. Doch entging ihm kein Wort von dem, was die beiden Tischgenossen miteinander sprachen, und da er merkte, wie ihre Rede allmählich ins Stocken geriet, warf er bescheiden und kleinlaut da und dort ein Wort dazwischen, und es dauerte nicht lange, so war er derjenige, der am lautesten im Fahrwasser der Unterhaltung plätscherte, ohne daß die Nachbarn es ihm gewehrt oder ihn auch nur schief von der Seite angesehen hätten. Im Gegenteil, der Großbauer, der dem Schmiede verächtlich den Rücken zugekehrt hatte, wandte den Kopf immer mehr zu ihm herum, und als dann der Wirt das Licht ansteckte und sie eine Weile allein am Tisch blieben, stießen sie mit den Gläsern an und tranken den Versöhnungsschoppen. Damit war der Augenblick gekommen, den der Meister längst ersehnte. Er stand auf von seinem Platze und klopfte dem Bauer vertraulich auf die Schulter.

„Sabitschef, Du bist eine Seele von einem Menschen. 's war wirklich schlecht von mir, vorhin das — —“

Der Bauer ließ ihn nicht zu Ende reden, auch er stand feierlich auf und schloß den Meister gerührt in die Arme. Doch gelang es diesem bald, sich frei zu machen, er drückte den Bauer sanft zurück auf seinen Stuhl und heuchelte weiter, wie sein Plan es verlangte.

„'s war indessen durchaus nicht böse gemeint, Sabitschef, wahrhaftig nicht! Aber Buße muß sein. Kretschmer, eine neue Auflage auf meine Kappel! Und indem, daß er sie bringt, Sabitschef, geh' ich und seh', was draußen 's Wetter macht, und ich leg' dabei Deinen Schimmeln die Decken über. Der Nebel ist feucht, und 's wird kühl heut Nacht.“

Der Bauer suchte abzuwehren.

„Lass' 's gut sein, ich fahr' augenblicklich!“

Der Schmied aber eilte hinaus, denn er wußte, daß ein sabitschefscher Augenblick immer eine gute halbe Stunde dauerte. Draußen zog er die Decken unterm Kutscherstz hervor und legte sie den Schimmeln sorglich über die breiten Rücken. Dann lauschte er und guckte um sich nach allen Seiten. Die Fensterläden der Gaststube waren geschlossen, außen sah und

hörte er keine Seele, der Augenblick war günstig. Schnell trat er hinten an den Wagen und hob einen Sack Mehl über die Bretter, und da auf sein abermaliges Lauschen wieder alles still blieb, trug er ihn in seinen Armen in den Flur der „grauen Ziege“ und barg ihn im Treppendunkel hinter einer Burg aus leeren Fässern. Nachdem er vorsichtig den Mehlstaub abgeschüttelt, trat er leise in die Stube.

Aber seine Vorsicht war unnötig, die beiden andern achteten seiner nicht. Vertieft in eifriges Gespräch standen sie am Tisch und reicheten sich eben die Hände und hielten sie gegenseitig fest, als seien sie unzertrennlich ineinander verwachsen. Als Sabitschef den Meister, der lautlos hinzuge treten war, endlich wahrte, rief er ihn sofort heran.

„Komm, Schmied, schlag' durch!“

Der Meister tat es, ohne erst lange nach der Bedeutung des feierlichen Aktes zu fragen. Das freudestrahlende Gesicht des Wirtes sagte ihm genug. Ohne Zweifel, sie hatten in seiner Abwesenheit einander die Herzen ausgeschüttet und erneuerten nun den alten Freundschaftsbund. Er irrte sich nicht. Als sein Schlag die Hände der Freunde gelöst hatte, und diese sich inbrünstig umarmten, schwur Sabitschef dem Ziegenwirte, nimmer und nie wieder, so lang' er noch atme, an der „grauen Ziege“ vorbeizufahren, ohne Einkehr zu halten; es wär' eine Torheit, ihm sei noch nichts verloren gegangen, keine Meße, kein Körnchen, und es wär' eine Dummheit von den andern, noch länger so zugeknöpft zu tun, wo doch die Schuld auf ihrer Seite läge, und obendrein eine Beleidigung für eine brave unbescholtene Gemeinde, die eigentlich vor den Staatsanwalt gehöre. Er sprach und sprach und fand kein Ende; denn das beifällige Nicken seiner beiden Zuhörer setzte seine Zunge, wenn sie einmal müde war, immer wieder von neuem zu maßlosem Lob und Schimpf in Bewegung.

Dem Ziegenwirt standen Freudentränen in den Augen, denn nun brauchte er nicht mehr zu grübeln, wie er am bequemsten aus dem Diesseits ins Jenseits gelangen könne. Die Zeit der Trübsal war zu Ende, schon morgen, übermorgen würde seine Stube sich wieder füllen mit den alten trinklustigen Stammgästen. Den Meister aber ärgerte das sinnlose Gerede des Bauers, es langweilte ihn; doch nach Hause gehen, was er gern getan hätte, durfte er nicht, ehe nicht jener abgefahren war. Das hätte Verdacht erregt und das Gelingen seines Planes in Zweifel gestellt. Also blieb er und ließ einen Augenblick (Sabitschefsches Maß) nach dem andern an sich vorüberziehen.

Es war tief in der Nacht, als der Bauer sich endlich erhob. Er forderte den Meister auf, mitzufahren, denn dessen Schmiede stand an der Dorfstraße, die Sabitschef passieren mußte. Der Meister hatte das voraus-

gesehen, war deshalb nicht verlegen um eine Ausrede, dankte für das Anerbieten und blieb zurück. Wenn der Wagen abgefahren wär', wollte er unbemerkt den Mehlsack unter der Treppe hervorholen und nach Hause tragen, am Morgen dann ihn vor seine Werkstatt hinaustellen, wo jeder Vorbeigehende ihn sehen müßte, und er wollte sich's nicht verdrießen lassen, es jedem genau zu wiederholen, wo und wann und wie er den Sack gefunden habe, und so an einem Beispiel zeigen, auf welche Weise seine Gemeinde zu dem Ehrentitel „Spitzbubendorf“ gekommen sei.

Während der Ziegenwirt in seiner Sparsamkeit die Lampe, die zu Ehren des angesehenen Gastes im üppigsten Glanze gestrahlt hatte, zurückschraubte, daß ihre Flamme kaum noch wie ein Glühwürmchen leuchtete, lauschte der Meister voll Ungeduld am Fenster. Er ward unruhig, der Wagen hätte sich längst in Bewegung setzen müssen, und noch immer blieb es draußen still. Hatte der Bauer am Ende doch mehr getrunken, als ihm diente, und fand sich nun mit den Ziehblättern nicht zurecht! Es wäre vielleicht gut, wenn er, oder noch besser, wenn der Gastwirt mal nachsähe —

Da riß Sabitschef die Thür auf, stürzte herein wie ein Wahnsinniger und lief scheltend die Stube auf und ab. Plötzlich blieb er vor dem versteinerten Ziegenwirt stehen, schlug mit der Faust auf den Tisch und freischte mit sich überschlagender Stimme:

„Ihr seid, — Ihr — Ihr — seid halt doch Spitzbuben!“

Entsetzt taumelte bei diesem Worte der Wirt vor dem Tobenden zurück. Was war denn geschehen? Hatte er einen Geist gesehen?

Nach langem Hin- und Herfragen erfuhr er endlich, daß dem Bauer ein Sack Weizenmehl verschwunden sei. Der Dieb hätte aber unglücklicherweise nicht einen von seinen Säcken, sondern den einzigen der Nachbarin erwischt, die morgen backen wollte, und der er aus Gefälligkeit, weil sie manchmal in der Ernte bei ihm arbeitete, die paar Pfund mitgenommen habe. Das allein reg' ihn auf. Wär' es einer von den feinen, er würde keinen Finger darum krumm machen. Aber was sollt' er der Nachbarin sagen?

Der Ziegenwirt stand neben ihm wie ein armer Sünder und wußte kein Wort zu entgegnen. Die Bestürzung hatte ihn sprachlos gemacht.

So bemerkten sie beide nicht, wie der Schmied, nachdem er vernommen, worüber Sabitschef so gewaltig aufgeregter war, leis zur Thür hinausglichen. Schnell riß er den Sack unter der Treppe hervor und trug ihn wieder hinaus auf den Wagen. Aber nur mit Mühe bracht' er ihn zurück in die alte Lage, in der er ihn vorhin gefunden, denn es war finster, daß man kaum die Hand vor dem Auge sah. Er konnte deshalb nicht begreifen, wie Sabitschef den Verlust entdeckt haben mochte. Hatte er tastend die Säcke gezählt? Soviel Nüchternheit hätte er ihm gar nicht mehr zugetraut.

Endlich lag der Sack gut zwischen den andern, der Meister eilte in die Küche und trat nach wenigen Augenblicken mit einer brennenden Laterne in die Gaststube. Ärgerlich über das Mißlingen seines Planes, gelang es ihm, eine Entrüstung zu heucheln, an deren Echtheit er selber fast nicht zweifelte.

„Also, wir sollen Diebe sein, Sabitschek, wie Du sagst! Das mußt Du uns doch erst noch beweisen. Wie kannst Du so was behaupten bei der Finsternis. An den Fingerspitzen hast Du doch wohl keine Augen! Tu', aber vorwärts, komm' und beweise, was Du red'st.“

Und sie gingen hinaus, alle drei, zufrieden mit dem Vorschlage des Meisters, der mit der Laterne den Wagen überleuchtete, während die beiden andern die Säcke zählten, begleitet von den Spottreden des ersteren.

„Na, Sabitschek, wieviel fehlen, und wo fehlt's? Mach doch 'n bißchen flink!“

Endlich kamen sie an den Sack, der samt seinem Inhalt der Nachbarin gehörte. Der Bauer stutzte, kratzte sich hinterm Ohr und gab zu, daß die Säcke alle da seien, auch der vermißte. Aber er behauptete, vorhin sei da auf der Stelle, wo er jetzt lag, nichts gewesen als eine große Lücke, er könne das beschwören, er habe das zwar nicht gesehen, jedoch ganz deutlich gefühlt, als er mit berechtigtem Mißtrauen die oberen Säcke vor der Abfahrt nachzuzählen begann. Wie der Sack wiedergekommen sei, freilich, das wär' ohne Hererei nicht zu verstehen.

Da seine beiden Begleiter aber nichts dazu sagten, sondern nur immer die Köpfe schüttelten und ihn unter eigentümlichem Lächeln von der Seite ansahen, schienen doch Zweifel in ihm aufzusteigen, seine Behauptung, er könne sich nicht geirrt haben, klang immer leiser, immer unsicherer. Das entging dem Meister nicht, und flugs benutzte er die Gelegenheit, jenem sogleich einen neuen Hieb zu versetzen.

„Vielleicht, Sabitschek, vielleicht hat ihn halt der weiße Sperling wiedergebracht.“

Als aber der Ziegenwirt vom weißen Sperling hörte, ward ihm angst, und er zog den Bauer samt dem Meister geschwind in die Stube und nötigte sie zu einem Abschieds- und Vergessenstrunk, den sie auch nicht ausschlugen. Sie tranken schnell und verabschiedeten sich.

Unterwegs saß der Meister neben dem Bauer auf dem Kutschersitz; er schwieg hartnäckig und schwankte ein'gemal bedenklich zur Seite, daß Sabitschek, um ein Unglück zu verhüten, die Schimmel langsamer gehen ließ. Was mochte der Grund seiner Schweigsamkeit sein, er war doch vorhin so gesprächig gewesen! Fühlt' er sich etwa beleidigt? Wer wird gleich so feinfühlig sein! Bei solcher Rabenfinsternis kann man sich schon mal irren und keinen Sack sehen, wo einer liegt. Nun, war er beleidigt,

so ließ er sich vielleicht wieder gut machen. Deshalb fragte er teilnehmend: „Fehlt Dir was, Meister?“

„Dreiunddreißig Schock neue Hufnägel“, grunzte der Schmied.

Der Bauer horchte auf. Er hatte wohl falsch verstanden. Und er fragte von neuem:

„Meister, was ist Dir denn?“

„Junge, schlag' besser zu, oder ich tunk Dich mit 'm Kopf in den Löschtrug!“ rief der Meister zornig hinaus in die Nacht.

Aber noch eine Frage, um ganz sicher zu sein, schrie Sabitschek ihm in's Ohr, — die Antwort war ebenso verkehrt wie die ersten beiden.

Als ob er seinen Eisenbestand durchmusterte, brummte jener vor sich hin: „Kundeisen, Bändeisen, schwedisches Schnitteisen — —“

Da ging dem Bauer ein Licht auf: Der Mann war ja sinnlos betrunken. Er ließ ihn deshalb in Ruhe, inniges Mitleid mit ihm und seinen Gemeindegossen empfindend. Solche Leute haben keinen Kern, philosophierte er, essen zu wenig Speck und Fleisch; wenn sie dann mal ins Glas riechen, sind sie auch schon fertig.

Endlich hielt der Wagen vor der Schmiede. Anstatt kurz nach der Seite abzuspringen aber kroch der Meister hinten über die Säcke. Sabitschek konnte nichts tun, als zur Vorsicht mahnen, daß er nicht Hals und Beine breche, nicht einmal sich nach ihm umsehen konnt' er, da er mit aller Gewalt an den Schimmeln zu halten hatte, die voll Sehnsucht nach dem Stalle sich der Unterbrechung der Fahrt störrisch widersetzten. Er dankte Gott, als er vernahm, daß der Meister glücklich abgesprungen war und hinüber ans Hofstor taumelte.

Der aber stand und lachte aus vollem Halse und trug den Mehlsack, den er nun zum zweitenmal listig von Sabitscheks Wagen gezogen, in seine Werkstatt.

Indes ließ Sabitschek seinen Schimmeln freien Lauf, und eh' er sich versah, tauchten die ersten Häuser seines Heimatdorfes rechts und links neben ihm auf. Nirgends eine schimmernde Fensterscheibe, ein einsames Licht. War es denn wirklich schon so spät, daß alles bereits tief im Schlafe lag! Aber doch — dort unten, ein Flämmchen blühte auf, ein kleines, armseliges Sternchen, das wie ein Irlicht auf der Straße auf- und niedergaukelte. So kam es dem Bauer wenigstens vor. Und es mußte in der Nähe seines Gehöftes sein. Plötzlich — dicht vor den Pferdeköpfen — flirrte unter dumpfen Faustschlägen ein Fenster. Sabitschek hielt an und sah, es war die Nachbarin mit der Laterne, und hinter ihr drein humpelte der Nachbar, — der sollte das Mehl hineintragen.

„Vetter Sabitschek“, rief die Frau, „wir haben eben gewartet, weil ich doch morgen backen muß. Ich hatte schon Kummer, Ihr wärt ver-

unglückt. Nu' 's ist bloß gut, daß Ihr endlich da seid. Da seid halt schon so gut um unser Päcksel."

"Nehmt's Euch runter, 's liegt hinten drin, auf der Handseite."

Sie suchten und suchten, die Schimmel wurden ungeduldig.

"Vetter Sabitschef, seid doch so gut, unser Päcksel ist wirklich nicht da."

Der Bauer fuhr auf, wie von einer Feder emporgeschnell, der Nachbar überleuchtete den Wagen. Wahrhaftig, wo der Sack gelegen, gähnte eine weite Lücke, und es half nichts, daß er eigenhändig all' die übrigen Säcke hin und her wandte, der der Nachbarin blieb verschwunden. Zum Kuckuck, wo war er hin? Verloren? Das wäre schon möglich. Gestohlen? — Gleichviel, ins Gerede der Leute kam er auf jeden Fall. Davor graute ihn, und das Grauen vor diesem drohenden Gespenst zeugte in seinem Kopfe einen rettenden Gedanken. Wie ein Vergeßlicher, der sich endlich besinnt, schlug er sich vor die Stirn und sagte lachend zur Nachbarin:

"Ach, richtig, Nachbarin, — was suchen wir denn erst! — die taperigen Müllerjungen haben ja Euern Sack vertauscht, und daß Ihr morgen nicht in Verlegenheit kommt, habt Ihr Euer Mehl halt in einem von meinen Säcken. Hier, den nehmt, das ist der richtige!"

Die Nachbarsleute waren damit zufrieden, bedankten sich und gingen. —

In der Frühe des andern Morgens stand Meister Kozur in der Thür seiner Werkstatt und neben ihm der Mehlsack. Er hatte ihn so aufgestellt, daß er jedem Vorüberkommenden in die Augen fiel, und wie er sich's ausgedacht, erzählte er jedem, den die Neugier herbeitrieb, von neuem und ausführlich bis ins kleinste, wann und wo er den Sack gefunden. Eifrig verstand er es, seine Worte so einzurichten, daß jeder Zuhörer von selbst erriet, wer der Verlierer war, und daß sie alle dieselbe Folgerung zogen: So sind wir zum „Spitzbubendorf“ gekommen.

Mit der Zeit hatte sich ein lebhaft plauderndes und lachendes Häuflein vor der Schmiede angesammelt, Männer und Weiber, die erregt beratschlagten, wie man den stolzen Bauer am wirksamsten vor der Welt bloßstellen und damit der ganzen Bauernschaft der Umgegend einen gehörigen Denkzettel geben könne. Die meisten Stimmen waren für eine Bekanntmachung im „Wochenblatt“; aber dieser Beschluß wurde sofort wieder umgestoßen, da man den Reißaus-fleischer mit seinem Kälberwagen das Dorf herabrollen sah.

Der fleischer ließ sich auch nicht erst bitten; von selbst lenkte er seinen Gaul herüber und ließ ihn anhalten. Und zum zehntenmal erzählte Meister Kozur seine Geschichte. Andächtiger und gläubiger Zuhörer als er, hat der beste Pfarrer niemals gehabt.

Der Fleischer lachte Tränen und erklärte sich bereit, den Mehlsack aufzuladen und ihn seinem Verlierer auszuhändigen. Da er noch heut, wenn auch erst auf Umwegen, in Sabitscheks Dorf kam, wohin sein Beruf ihn führte, waren alle damit einverstanden. Unter allerlei guten und schlechten Witzen hoben und schoben sie den Sack in den Kälberzwinger und gingen dann langsam auseinander, überzeugt, daß die „Neuigkeit“ unter solcher Führung ihren Weg nun machen würde.

Mit Befriedigung vernahmen sie denn auch schon nach wenigen Tagen, gelegentlich des nächsten Wochenmarktes in der Nachbarstadt, in wie glänzender Weise der Fleischer seine Aufgabe gelöst hatte. Eine Meile weit in der Umgegend war die „Mehlsackgeschichte“ in aller Munde, und das öffentliche Volksgericht stieß sein erstes Urteil um und sah plötzlich nicht mehr in den armen Häuslern, sondern in den reichen Bauern die Sündenböcke. Wie Sabitschek diesmal, so hatten sie alle, die jemals von Diebstählen gefabelt hatten, einfach geschwindelt, um ihre eigne Schande zu verheimlichen. Warum ging denn jetzt nichts mehr verloren, seitdem sie die „graue Ziege“ nicht mehr betreten!

Die Bauern waren schlau genug, solch' boshaftem Gerede schnell ein Ende zu machen. Sie erkannten auch rechtzeitig das Mittel, das in diesem Fall am sichersten und ehesten half. Sabitschek ging ihnen mit gutem Beispiel voran, einem Beispiel, das sie gern nachahmten. Sie nahmen ihre alte Gewohnheit wieder auf, rasteten und rosteten wieder wie früher in der „grauen Ziege“, und eh' ein Vierteljahr ins Land ging, war die „dumme Geschichte“ vergessen, die alten Zeiten kehrten wieder, und ihren stillen friedlichen Fluß hat seitdem nichts wieder gestört, auch nicht des Meisters Enthüllungen über die wirklichen Vorgänge jener Herbstnacht, die er nach Jahr und Tag einer fröhlichen Stammtischrunde zum besten gab. Selbst Sabitschek hat ihm nicht lange gezürnt.

Wie oft seit jenem Abend hat der Meister seine Geschichte erzählt, wie oft noch wird er sie erzählen müssen! Der „graue Ziegenwirt“ ist immer sein andächtigster Zuhörer. Wenn der Meister so erzählt, dann röten sich seine blassen Wangen und seine Augen glühen vor Übermut und Stolz. Und er darf wohl auch ein wenig stolz sein! Denn er hat seinem Dörflein die verlorene Ehre wiedergegeben, wenn es auch immer noch „Spitzbubendorf“ heißt und so heißen wird bis zum Untergang der Erde. Hoffentlich bleibt sein Verdienst ebensolange unvergessen.

## Chronik.

---

7. **August.** Unter Leitung des Regierungsrates Dr. Küster aus Oppeln tagt in Gleiwitz eine Versammlung von etwa 80 Herren als Vertreter der Oberschlesischen Volksbibliotheken und beschließt, zu einem Verbandsverbande zusammenzutreten. Zum Vorsitzenden wird Regierungsrat Dr. Küster (Oppeln), zum Bibliothekar Lehrer Keißig (Ornontowitz) gewählt. Der Sitz des Verbandes ist Gleiwitz. Die Regierung stellte einen namhaften Unterstützungsbeitrag in Aussicht.
8. **August.** Die Tageszeitungen melden: Infolge der Errichtung einer landwirtschaftlichen Winterschule zu Carnowitz vom 1. Oktober d. J. ist eine Neueinteilung der bisherigen landwirtschaftlichen Lehrbezirke notwendig geworden. Bei dieser Neueinteilung hat die Carnowitzer Winterschule folgende ober-schlesische Kreise zugewiesen erhalten: Carnowitz, Lublinitz, Gleiwitz, Bentzen, Zabrze, Rybnik, Pleß, Ratibor (rechte Oderseite). Auf die Winterschulen Neiße, Oppeln verteilen sich die ober-schlesischen Kreise wie folgt: zu Oppeln die Kreise Oppeln, Groß-Strehlitz, Ratibor (linke Oderseite), Neustadt (Osthälfte), Kreuzburg, Rosenberg, Kosel. Zur Landwirtschaftsschule Neiße gehören folgende Kreise: Neustadt (Westhälfte), Leobschütz, Falkenberg, Grottkau. Neben den Direktoren und Lehrern werden an den Winterschulen wirken: Flachsbauinstructor Heißig in Popelan, Obergärtner Rein in Proskau sowie die Wanderlehrer Dr. Richter und Dr. Reimann von der Landwirtschaftskammer in Breslau.
- Bei der öffentlichen Prüfung an der Oberschlesischen Bergschule in Carnowitz erhielten 26 Zöglinge das Zeugnis der Reife. Dieselben sollen bereits zum größten Teil Anstellungen erhalten haben.
9. **August.** Die Generaldirektion der Grafen Hugo, Arthur und Lazy Henckel von Donnersmark zu Carlshof hat das ihr gehörige Gut Rogberg bei Bentzen an die Heimitzgrube für den Betrag von 1 300 000 Mk. verkauft. Die Ökonomie-direktion soll von Rogberg nach dem neu angekauften Gute Brynek verlegt werden.  
(Schles. Zeit.)
15. **August.** Feierliche Eröffnung der von der Handwerkskammer für den Regierungsbezirk Oppeln veranstalteten Ausstellung von Kleingewerblichen Motoren, Maschinen, Werkzeugen, Rohstoffen, Halbfabrikaten und Handwerkerzeugnissen, die in dem Saale und im Park der „Neuen Welt“ bei Gleiwitz stattfindet, durch den Protektor, den Regierungspräsidenten Holz.
18. **August.** Geh. Reg.-Rat Dr. August Jung, der 28 Jahre lang als Direktor des Gymnasiums zu Neustadt O.S. gewirkt hat, †.

18. **August.** Zum Bürgermeister von Friedland O.-S. wird durch die Stadtverordneten Gerichtsreferendar Paul Jonscher, zur Zeit bei der städtischen Verwaltung in Köln a. Rh. beschäftigt, gewählt.
19. **August.** Die Königliche Regierung hat für die Volksbibliothek in Mikultschütz 350 Mk. bewilligt.
24. **August.** Die Stadtverordneten in Kattowitz beraten über ein Projekt für die Erbauung eines städtischen Theatergebäudes. Das vom Magistrat ausgearbeitete Projekt wird einer gemischten Kommission übergeben.
30. **August.** Enthüllung des Bismarckturmes in Kattowitz.
-